To page 16

Walkerdale

# Mährchen

von

Rosalie Koch.

Königl. Hof-Musik- & Kunsthandlung
Musikalien-Magazin, Lehrinstitut, Anstalt
Reinhard Schmitt vals
KREUZNACH

Waldvöglein.

Die stolze Prinzessin.

Das goldene Haar.

Der kleine graue Mann.

CH A 3114 - 1458

Leipzig,
Baumgärtner's Buchhandlung.
1847.

Zu pag. 40.

Das rollende Spinnengerippe.

# Waldweibchen.

„Daß Du mir ja hübsch im Hause bleibst, Wilm," sagte die Mutter zu ihrem Knaben, „ich muß jetzt in die Stadt gehen und Dich allein lassen. Geh' nicht aus der Stube, bis ich wiederkomme; und wenn Du fleißig spinnst, so bringe ich Dir auch einen Pfefferkuchen mit."

„Du kannst ganz ruhig sein, Mutter," antwortete dieser, „ich will Dir schon folgen. Und ich weiß auch, warum Du nicht willst, daß ich hinausgehe; Försters Max hat mir gesagt, heut' sei der Johannisabend, da gehen die kleinen Waldweibchen um und thun den Kindern ein Leides. Kommen sie denn aber nicht auch in's Haus?" —

„Gute und fromme Kinder haben nirgends etwas Böses zu fürchten," sprach die Mutter, „denn ihr Schutzengel behütet sie. Leb' wohl, Wilm, und vergiß Dein Versprechen nicht; ich werde bald wiederkommen." — Damit ging sie hinweg, machte die Hausthür zu, aber schob den Riegel nicht vor, denn sie vertraute dem Knaben.

Dieſer ſetzte ſich mit ſeinem Spinnrädchen an's offene Fenſter, um auf die Wieſen und Felder hinausſehen zu können. „Das hat ja die Mutter nicht verboten," dachte er; „ich will gewiß nicht aus dem Hauſe gehen, und wenn auch der Max käme, um mich zum Spielen abzuholen. Warum will es nur aber die Mutter nicht haben, daß ich ein Paar Augenblicke draußen herumſpringe? Wegen des Waldweibchens ſchien es nicht zu ſein, und was könnte mir denn ſonſt begegnen? Aber ſie hat's nun einmal verboten, und ich will ein folgſamer Sohn ſein."

Jetzt ſpann Wilm eine Zeit lang recht fleißig. Da kam mit einem Male ein kleiner blau und grün gefiederter Vogel am Fenſter vorüber geflogen, ſetzte ſich auf den Fliederſtrauch, der vor dem Hauſe ſtand, ſang ganz vernehmlich: „komm mit! komm mit!" und ſchlug mit den Flügeln dazu.

„Ach, was iſt das für ein niedlich Thierchen," ſchrie Wilm laut auf, ſchob ſein Spinnrad zur Seite und war mit drei Sprüngen draußen vor der Thür. „Den muß ich fangen," dachte er und lief nach dem Fliederſtrauche. Das wunderſchöne Vöglein blieb auch ruhig ſitzen, bis der Knabe ihm ganz nahe war, und Wilm ganz deutlich ſehen konnte, daß er eine gelbe Federkrone auf dem Köpfchen

hatte, die wie blankes Gold glänzte. — Schon streckte er die Hand nach ihm aus, — husch! flog er auf und davon und setzte sich erst hundert Schritte weiter wieder auf den Rasen, von wo er lockend herüberrief: „komm mit! komm mit!“ —

Der Knabe dachte nun an nichts Anderes auf der Welt mehr, als an den schönen Vogel mit den blauen und grünen Federn und der goldglänzenden Krone auf dem Köpfchen, nahm beide Hände voll feinen Sand, um ihn damit zu werfen, und schlich leise wie eine Katze über den Rasen hin. Zwar fiel ihm in diesem Augenblicke das Verbot der Mutter und sein Versprechen ein, — aber: „wer wird mich denn verrathen? Es sieht mich ja Niemand!“ dachte er und verfolgte seinen Vorsatz. Und immer weiter und weiter lief er dem schöngefiederten Vogel nach; doch wenn er ihm so nahe kam, daß er ihn fast mit der Hand ergreifen konnte, flog dieser wieder davon. So wurde es Abend, und Wilm war weit vom Hause entfernt, hungrig und müde. „Ach, hätte ich doch meiner Mutter gefolgt!“ jammerte er, „wie soll ich mich nun wieder heim finden in der dunklen Nacht!“ Er weinte vor Reue und Furcht und lief, obgleich er todtmüde war, doch so rasch er konnte nach der Richtung hin, wo, wie er glaubte, das

Häuschen seiner Mutter stand. Aber so weit er auch ging, wie ängstlich er auch umherspähete, er konnte es doch nirgends gewahren und verirrte sich nur immer tiefer und tiefer im Walde.

Endlich kam er an einen alten halbverfallenen Thurm, der ganz allein unter hohen Eichbäumen stand und grau und verwittert aussah. „Vielleicht wohnt aber doch Jemand darin und giebt mir etwas zu essen," — dachte Wilm und klopfte an der hohen Pforte. Alsbald that sich diese von selbst auf, und er trat in einen so großen Saal, wie er gar nicht geglaubt hätte, daß er in dem schmalen Thurm sein könne. Mitten darin stand eine sauber gedeckte Tafel, worauf sich köstlich duftende Speisen befanden; davor stand ein weicher Polsterstuhl, und doch war nirgends ein Mensch zu sehen, für den alles dies bereitet sein konnte.

Wilm stand einige Zeit und wartete, ob nicht Jemand kommen würde; aber es blieb Alles todtenstill. Er war so müde und daher dachte er: „ich will mir's in dem weichen Lehnsessel bequem machen." Gedacht, gethan; der Duft des schönen Bratens vor ihm auf dem Tische lockte ihn auch gar mächtig an, aber als er eben das silberne Messer ergriff, um sich ein Stück abzuschneiden, kam zu

einer Mauerritze des Thurmes ein kleines graues Vöglein hereingeflogen, das flatterte ängstlich über die Tafel hin und sang:

„Laß das sein,
Es ist nicht Dein
Und gehört dem Zwerge
Drüben vom Berge!“ —

Dann brachte es ein Stückchen Brod im Schnabel herbei und ließ es in Wilms Hand fallen, als wollte es sagen: „sättige Deinen Hunger daran, was ich Dir hier gebe!“ Aber Wilm konnte der Versuchung nicht widerstehen, von dem duftenden Braten zu kosten, und verschmähte das Brod. Er ließ es sich trefflich schmecken und holte ein Stück nach dem andern auf seinen Teller. Als er sich völlig sattgegessen hatte, bemerkte er einen kleinen silbernen Korb auf der Tafel, darin lag allerlei Confect, wie es der Knabe in seinem Leben weder gesehen, noch gegessen hatte: große Haselnüsse, Traubenrosinen, Feigen, Bonbons und Chokoladenpastillen. Hungrig war er zwar gar nicht mehr, — und diese Sachen gehörten ihm nicht, — aber ein klein wenig kosten mußte er doch davon; da nun die Sachen so überaus wohl schmeckten, langte er sich eine Hand voll nach der andern aus dem Korbe und zuletzt steckte er seine bei-

den Taschen so voll als er konnte, obgleich der kleine graue Vogel immerfort schrie:

„Es gehört dem Zwerge
Drüben vom Berge."

„Nun," meinte Wilm endlich, „mag's wohl das Beste sein, ich mache mich auf und davon, ehe der Zwerg heim kommt; er könnte es mir doch wohl übel nehmen, daß ich mir's gar so wohl bei ihm habe schmecken lassen." Geschwind lief er nun nach der Thür, aber sieh da! — die ging von innen nicht aufzumachen, und unser Wilm war gefangen, wie die Maus mit Speck. Nun half ihm alles Weinen und Wehklagen zu Nichts; die Thür blieb zu, und Fenster gab es nicht im Saale. Die Wände waren glatt und hoch, und das Licht fiel von oben herein, denn er hatte keine Decke. Wie sollte nun Wilm wieder aus dem Thurme kommen? „Ach, wäre ich doch nur dieses eine Mal meiner Mutter nicht ungehorsam gewesen!" jammerte er, „nun werde ich hier elendiglich sterben müssen!"

Mit einem Male kam etwas über die Stufen des Thurmes herauf getrippelt und klopfte leise an der Thür. Die sprang sogleich von selbst auf, und herein trat ein kleines Männchen, kaum so lang als Wilms Stiefel. Er hatte ein freundliches Gesicht und kleine gutmüthige Au-

gen. Wilm versteckte sich geschwind unter das tief herabhängende Tischtuch und wagte kaum, Athem zu holen; denn er merkte wohl, daß der Kleine Niemand anders sei, als der Zwerg vom Berge. Zuerst ging der kleine Mann in eine Ecke des Saals und schüttete seine Taschen aus; da fielen lauter blitzende Edelsteine und schwere Goldstangen zur Erde, und als Wilm genauer hinsah, bemerkte er, daß sich in jener Ecke schon ein großer Haufe dieser Kostbarkeiten befand. „Ei, wenn der Zwerg so reich ist, kann er gut so wohlschmeckende Speisen essen," dachte Wilm; „wie Schade, daß ich das nicht früher gesehen habe, da hätte ich meine Taschen lieber mit Gold vollgesteckt, statt mit Mandeln und Zuckerwerk." —

Der Zwerg band sich jetzt eine saubere Serviette um und erstieg mit großer Mühe den niedern Polsterstuhl vor der Tafel, um sein Mittagbrod zu verzehren. „Jetzt," dachte Wilm, „wird er es merken, daß er einen ungebetenen-Gast gehabt hat, und gewiß in schrecklichen Zorn gerathen," und zitterte wie ein Espenlaub. Aber der kleine Mann aß ganz ruhig und trank oft aus einem großen Kruge dazu; als er satt zu sein schien, legte er sich in dem Lehnstuhl zurück und schlief bald darauf tief und fest. —

„Wenn ich nur wüßte, wie ich aus dem Thurm käme," dachte Wilm; „jetzt wäre die beste Zeit dazu. Eine Hand voll Gold könnte ich mir im Vorbeigehen auch noch mitnehmen." —

Und leise huschte er unter dem Tischtuche hervor, schlich sich in die Ecke, wo der Schatz des Zwerges lag, und füllte sich seine Taschen ganz voll. Aber je mehr er hatte, je gieriger ward er und konnte gar nicht aufhören; bald wollte er noch den schönen Smaragd, bald den schwarzen Diamant, und da lag wieder so gelb gleißendes Gold, das mußte er noch haben. — Darüber aber erwachte der Zwerg, und als er den kleinen Räuber sah, wollte er rasch von seinem Lehnsessel herabklettern, um ihn zu verjagen. Aber Wilm, dem das böse Gewissen schlug, glaubte, der Zwerg werde ihn tödten, lief eilig an den Tisch, ergriff das silberne Messer, das noch darauf lag, und ehe der Zwerg sich umwenden konnte, stieß er es ihm in den Rücken.

Da schallte ein wildes Gelächter durch den Thurm, der kleine Zwerg verwandelte sich plötzlich in ein häßliches Weib, die einen weiten Mantel von Moos und Baumblättern um hatte. Die berührte Wilm mit ihrem langen, dürren Arme, — da vergingen ihm die

Sinne, und er wußte nicht, was weiter mit ihm geſchah. —

---

Indeß war Wilm's Mutter aus der Stadt zurückgekehrt und erſchrak nicht wenig, als ſie die Thür ihres Häuschens offen fand. Sie rief den Knaben, aber er gab ihr keine Antwort; in der Stube, im Hauſe war er nirgends zu finden. Da lief ſie voller Angſt hinaus und ſah im hohen Graſe ſeine Fußtapfen; immer weiter und weiter ging ſie mit angſterfülltem Herzen, und ſo kam ſie endlich auch in den Wald. Aber alles Rufen und Suchen war vergeblich: „Ach, gewiß hat ein böſes Thier meinen armen Wilm getödtet," weinte ſie und rang ihre Hände. Die Nacht kam, und ſie hatte den Knaben noch immer nicht gefunden. Da ſetzte ſie ſich auf einen Stein am Wege, um einen Augenblick auszuruhen, und eben trat auch der Mond aus den Wolken. Ein ſchwarzes Roß kam im Walde daher gebrauſt, in deſſen Mähnen hing eine wilde Katze, die ſich angſthaft feſtklammerte, und dabei einen Schrei ausſtieß, der wie ein Schwertſtoß durch das Herz der Mutter drang. Zu gleicher Zeit flatterte ein kleiner grauer Vogel über ihr hin und rief:

„Geſchwind, geſchwind,
Errette Dein Kind!“ —

Die Mutter wußte nicht, wie ihr geſchah. „Sollte Wilm doch in die Gewalt der böſen Waldfrauen gekommen ſein, und ſie hätten ihn verzaubert?“ dachte ſie und von einer ſchrecklichen Angſt erfaßt, rannte ſie dem ſchnaubenden Pferde entgegen, klammerte ſich mit Lebensgefahr an deſſen Hals und ſuchte die wilde Katze aus ſeinen Mähnen los zu machen. Das wüthende Pferd ſchlug nach allen Seiten aus, ohne die Frau zu treffen, es ſchleifte ſie wohl funfzig Schritte weit am Boden hin, ihre Hände bluteten unter den Nägeln von der verzweifelten Anſtrengung, womit ſie ſich feſthielt, — die Mutterliebe gab ihr Rieſenkräfte.

„Dein Kind, Dein Kind —
Erlöſ' es geſchwind!“

ſchrie der graue Vogel über ihr und flog ganz dicht übe ihrem Kopfe, und die Mutter riß die Katze, obgleich ſi abſchreckend häßlich war, ſo nahe als möglich an ihr Bruſt, denn ſie glaubte die Augen ihres Sohnes erkannt zu haben. Jetzt hatte ſie das ſchreiende Thier aus der wilden ſchwarzen Mähne des Pferdes gelöſt, feſt hielt ſie es in ihren zitternden Händen, und funkenſchlagend raſte jenes in den dichten, wilden Wald. — „Mein Wilm,“

rief die Mutter, „bist Du es denn, mein unglückliches Kind? Und wie kamst Du in diese gräßliche Verwandlung?“

Als sie jetzt ihre Augen mit zärtlicher Angst auf die Katze richtete, hielt sie auf einmal einen großen grauen Aar in den Händen, der wild mit den Flügeln um sich schlug und sich mit seinem scharfen Schnabel gegen die Liebkosungen der treuen Mutter zur Wehr setzte.

„Der Aar, der Aar
Ist Dein Kind, fürwahr!“

sang das Vöglein, und die Mutter fürchtete sich weder vor den scharfen Fängen des Raubthieres, noch vor seinem wilden Geschrei. Sie fürchtete nur, daß es sich aus ihren Armen losmachen und davon fliegen könnte, und drückte es daher fester und fester an ihr angsterfülltes Herz. Die Thränen fielen ihr dabei aus den Augen und tropften auf das Gefieder des wilden Vogels. Da verwandelte dieser sich wieder, und die entsetzte Mutter hielt eine große häßliche Schlange in ihren Armen, die mit der zwiegespaltenen Zunge drohend nach ihr lechzte.

„Sei nicht bange,
Dein Kind ist die Schlange!

rief das Vöglein ihr ängstlich in's Ohr. Aber die Mutter hätte auch ohnedies nicht abgelassen, denn die wiederholten Verwandlungen bestätigten ihre Vermuthung, daß

hinter diesen grausigen Täuschungen ein Zauber liegen müsse, und sie ihr liebes Kind dennoch wieder gewinnen werde. Sie entsetzte sich daher auch nicht vor der züngelnden Schlange, sondern preßte deren häßlichen Kopf an ihre Lippen und küßte ihn mit Mutterangst und Mutterliebe.

Da erhob sich ein furchtbarer Sturm im Walde, der die unglückliche Mutter mit rasender Gewalt bald gegen die Baumstämme schleuderte, bald an schroffen Abgründen hinjagte, wo ein Fehltritt den unvermeidlichen Tod nach sich zog. Welche Mutter aber denkt an sich, wo sie ihr Kind in Gefahr weiß, — auch Wilm's Mutter sah nicht auf die Tiefe zu ihren Füßen, achtete des Blutes nicht, das von ihren Schläfen troff: sie merkte nur auf die Schlange in ihren Armen, in die, wie ihr Herz ihr sagte, ihr liebes Kind verwandelt war. Sie durfte nur mit einer Hand nach einem Baumstamm greifen und sich daran festhalten, um von dem fürchterlichen Sturme nicht so wild fortgerissen zu werden, — vielleicht dem Verderben entgegen. Aber dann hätte sie ihr unglückliches Kind nicht mehr so fest, so nahe an ihrem Herzen halten können, und ihr Leben galt ja für sie viel weniger als ihr Kind. Immer finsterer und grausiger ward die Nacht, immer rasender

trieb der Sturm die Mutter vorwärts, bis ihr die Sinne vergingen und sie lautlos zu Boden sank. Aber auch da noch ließ sie die Schlange nicht los, sondern deckte sie mit ihrem Leibe. —

Als die goldene Morgensonne kam, schlug die Mutter verwundert die Augen auf. Sie lag an der Schwelle ihres Häuschens und in ihren Armen hielt sie — nicht mehr die gelbe häßliche Schlange, — sondern ihren geliebten Wilm, ihr Kind! — schlafend zwar, aber doch frisch und gesund wie zuvor. Und auf dem Fliederbusche saß der kleine graue Vogel, der sang mit heller Stimme:

„Wie Dich umstrickt die List der Welt,
Und wie die Sünde Dich entstellt, —
Die Lieb' erlöst aus aller Noth,
Ist stärker selbst als Sünd' und Tod." —

# Die ſtolze Prinzeſſin.

Selma war die Tochter eines reichen und mächtigen Fürsten und weit und breit berühmt wegen ihrer großen Schönheit. Man sagte von ihr, daß kein Edelstein in der Krone ihres Vaters in so wundervoller Pracht glänze, als die dunklen Augen der Prinzessin; daß ihre Lippen schöner geröthet wären, als die purpurnen Rosen in den prächtigen Gärten des Vaters, und ihr Haar fein und hell sei wie gesponnen Gold. Diese Lobsprüche bestärkten die Prinzessin in ihrem thörichten Stolze, von dem man bald eben so viel sprechen hörte, als sonst von ihrer Schönheit, und obgleich sie wegen dieser viel bewundert wurde, lieb hatte sie doch Niemand.

Wenn die Unterthanen ihres Vaters sie begrüßten, hielt Selma sich für zu gut, um ihnen Dank zu sagen, und die geringen Leute, Arbeiter, Bauern und Handwerker durften nie in ihre Nähe kommen. Ihre thörichte Ei-

telkeit ging aber noch weiter; denn als eines Tages eine kleine Spinne über ihren Toilettentisch lief, warf sie nicht nur alles silberne Geräth desselben, Kannen, Becken u. dgl. als unbrauchbar in den vor ihrem Fenster vorbeirauschenden Fluß, sondern sie gab auch Befehl, daß man alle Spinnen im ganzen Lande tödten solle, damit der Prinzessin niemals wieder ein so häßliches Thier vor Augen komme. — Nun giebt es freilich wohl viele Menschen, welche sich vor den Spinnen fürchten und sie nicht leiden mögen; aber sie begnügen sich doch damit, sie nur aus ihrer nächsten Nähe zu verbannen. Prinzessin Selma aber ließ bis an die Grenzen des Reichs den Befehl ausgehen, jede Spinne zu tödten, und drohete dem mit Todesstrafe, in dessen Hause man ein solches Thier fände. Zugleich setzte sie Preise aus für diejenigen, welche einem Andern die Unfolgsamkeit gegen das neue Gesetz beweisen konnten.

Natürlich murrten die Unterthanen über diesen thörichten Befehl und die damit verbundene Ungerechtigkeit; man ward unzufrieden mit dem Fürsten, welcher zu schwach und nachsichtig gegen die Prinzessin war, und die Räthe desselben machten ihn darauf aufmerksam, wie unruhig das Volk werde. Der Fürst machte nun seiner Tochter die eindringlichsten Vorstellungen, sie ward aber nur erbittert

dadurch und nahm sich vor, noch zehnmal stolzer zu sein, um den Menschen, welche sie bei ihrem Vater angeklagt hatten, zu beweisen, wie sehr sie die Ungunst des Pöbels verachte.

An demselben Tage ging sie noch ganz aufgeregt und mißmuthig im Garten spazieren, als sich ein alter in Lumpen gehüllter Bettler in ihren Weg warf und um ein Almosen flehend den Saum ihres kostbaren Gewandes berührte. Darüber ward die Prinzessin auf's Höchste entrüstet, sie rief sogleich eine Wache herbei und befahl, den armen, alten Mann in das tiefste Gefängniß zu werfen, wo er zur Strafe, daß er ihr Gewand mit seinen Lippen zu berühren gewagt und die Luft in ihrer Nähe durch seine häßliche Erscheinung verunreinigt hätte, einen Tag lang Hunger und Durst leiden solle. — So sehr der Unglückliche auch um Gnade und Erbarmen flehete, er wurde doch in ein feuchtes Gewölbe geworfen, und als man am andern Morgen ihm Schwarzbrod und Wasser dahin brachte, war er indeß vor Hunger gestorben. —

Diese schändliche That verbreitete sich bald von Mund zu Mund, und die Armen fluchten der hartherzigen, hochmüthigen Fürstentochter. Sie durfte nicht mehr wagen, ohne eine starke Leibwache durch die Straßen zu fahren,

denn das Volk hätte sie sonst mit Steinwürfen getödtet. — Prinzessin Selma aber verlachte alle Warnungen und Bitten ihres Vaters und trieb ihr stolzes Wesen täglich ärger.

Nun brach unter dem Volke eine furchtbare Verschwörung aus, der fürstliche Palast ward von den Empörern erstürmt, alle Kostbarkeiten zertrümmert oder geraubt, und der Fürst sammt der Prinzessin wäre wohl ein Opfer der entfesselten Volkswuth geworden, wenn sie sich nicht noch zu rechter Zeit durch einen geheimen Gang in's Freie gerettet hätten. Keiner ihrer Diener war ihnen in der Stunde der Noth treu geblieben, sie hatten alle gemeinschaftliche Sache mit den Empörern gemacht, um die köstliche Beute mit ihnen zu theilen. Da fand man denn allein in den Zimmern der Prinzessin für viele Millionen Schmuck- und Putzsachen, und alle Geräthschaften zu ihrem Gebrauch waren meist aus Silber oder gediegenem Golde. Alles dies aber hatte sie bei der Flucht zurücklassen müssen, um nur ihr Leben zu retten.

Zum Unglück verirrte sich die Prinzessin in dem dunklen Gange von ihrem Vater, kam dann in den Wald und gerieth nun in große Angst und Bestürzung. Ihre schönen Augen wurden trübe von Thränen, ihre Wangen blaß

vor Furcht, und ihr goldenes Haar fiel verwirrt und aufgelöst über das in Unordnung gerathene Gewand. Es war zufällig dasselbe, welches der alte Bettler zu seinem Unglück berührt hatte. Die Prinzessin hatte zwar befohlen, dasselbe sogleich zu verbrennen, während sie selbst ein Bad mit wohlriechenden Essenzen nahm, um sich rein zu waschen von der Berührung des Bettlers; aber die Kammerfrauen, welche die Thorheiten der Prinzessin zu ihrem Vortheil zu benutzen verstanden, hatten das kostbare Kleid nicht vernichtet, sondern nur hier und da etwas daran verändert, daß die Herrin es nicht wieder erkannte, und nun brachten sie es der Prinzessin für ein ganz neues Gewand, wofür sie ihnen viel Geld bezahlen mußte.

Jetzt nahm Selma, die hastig im Walde fortgeschritten, nur auf ihre eigene Rettung bedacht, plötzlich wahr, daß sie durch einen Sumpf waten müsse; denn rückwärts konnte sie nicht mehr, ohne in die Hände ihrer Verfolger zu fallen. Es galt aber ihr Leben zu retten, und so achtete sie weder darauf, daß ihr kostbares goldgesticktes Kleid verdorben würde, noch daß sie selbst sich mit dem schmutzigen Schlamme besudeln müsse; sie watete voll Angst hinein. Aber schon ganz nahe am jenseitigen Ufer versank sie immer tiefer und tiefer, so daß sie fast bis an die Arme

im Sumpfe ſtand und ſich trotz aller Anſtrengung nicht weiter bewegen konnte. Da kam ein rüſtiger Burſch durch den Wald, ein Köhler, der die berußte Schürſtange auf der Schulter trug; er ſchien die Prinzeſſin Selma nicht zu bemerken und wollte eben vorüberſchreiten, als dieſe ihm mit lauter Stimme zurief:

„Hierher! Seht Ihr nicht, daß ich der Hülfe bedarf? Kommt und befreit mich aus dieſer unangenehmen Lage; aber ſputet Euch, denn Euer Säumen könnte Euch ſonſt ſchlimm bekommen!“

„Ho! ho!“ antwortete der Köhler, indem er ſich verwundert umſchaute, „Ihr ſitzt da in einer ſchlimmen Patſche. Aber da haltet Euch nur recht feſt an meine Schürſtange, ſo will ich Euch ſchon auf's Trockene bringen.“

„Tölpel!“ ſagte die Prinzeſſin zornig, „ſoll ich mir auch noch die Hände beſchmutzen an der ſchwarzen Stange? Könnt Ihr denn nicht in den Sumpf waten, um mir herauszuhelfen?“

„Nun, Ihr führt wahrlich keine gar zu höfliche Sprache,“ ſagte der Köhler halb lachend, halb verdrießlich; „wenn man in Noth und Gefahr iſt, wie Ihr eben jetzt, ſollte man nicht ſo herriſch und hoffährtig thun, als wenn man die Prinzeſſin des Landes wäre.“

„Ei, das bin ich ja eben!“ sprach Selma jetzt ein wenig freundlicher, — „zögert aber nun nicht länger, denn Ihr könnt Euch denken, daß ich Euch reichlich belohnen werde.“

„Also Ihr seid die Prinzessin, die meinen armen, alten Vater in's Gefängniß werfen und Hungers sterben ließ?“ schrie der Köhler und hob seine Schürstange, um der Erschrockenen in Rache und Zorn den Kopf zu zerschmettern. Aber plötzlich hielt er inne, wendete sich von der Prinzessin ab und schritt wieder in den Wald zurück.

Selma erblaßte und zitterte vor Angst. „Mein Freund!“ rief sie dem Köhler mit bittender Stimme zu, „es thut mir wahrlich leid, was Euerm Vater geschehen ist; Ihr aber sollt große Schätze haben und ein reicher Mann werden, wenn Ihr mir jetzt helft. Also reicht mir nur geschwind die Stange herüber, daß ich endlich an's Land komme!“

„Ei, Prinzessin!“ lachte der Köhler ingrimmig, „seht Ihr denn nicht, welch' schmutzige Hände und Kleider ich habe? Wie leicht könnte ich nicht den Saum Eueres Kleides damit streifen, und die Luft in Eurer Nähe verunreinigen, so daß ich dafür den Tod erleiden müßte, wie mein unglücklicher Vater. Nein, wartet auf einen Eurer

fein geſchniegelten, vornehmen Hofleute, für den es ſich beſſer ſchickt, in Euere Nähe zu kommen, als für ſolch' rußigen Köhler!" — Mit dieſen Worten, deren Sinn die Prinzeſſin gar wohl verſtand, ging der Köhler in den tiefen Wald, und die demüthigen Bitten der unglücklichen Selma verhallten ungehört.

„Wer hätte doch je gedacht, daß ich einmal die Hülfe dieſes elenden Menſchen bedürfen würde," jammerte ſie; „nun muß ich vielleicht in dieſem Sumpfe verſchmachten, obgleich ich ſo viele Freunde hatte, die ihr Leben tauſendfach für mich zu opfern bereit ſchienen." —

Indeſſen kamen eine Menge häßlicher ſchwarzer Spinnen über den Sumpf gekrochen und bedeckten Selma's Hals und Geſicht; ſie konnte ſich aber nicht rühren, um ſie abzuſtreifen, denn ſo wie ſie ſich bewegte, ſank ſie immer tiefer und tiefer in den Schlamm. Da gedachte ſie daran, wie ſehr ſie ſich vor einiger Zeit vor einer kleinen Spinne entſetzt hatte, die doch nur über ihren Spiegeltiſch gelaufen war, und jetzt mußte ſie dies häßliche Gewürm über ihr Geſicht kriechen laſſen. „Wo nur all' dieſe abſcheulichen Thiere herkommen mögen?" dachte ſie.

Wie erſchrak ſie aber, als eine große Spinne ihr plötzlich antwortete: „Wir ziehen aus dieſem Lande fort,

weil hier ein schwacher König herrscht, dessen Tochter alle Spinnen im ganzen Lande will vertilgen lassen; damit uns nun die thörichte Prinzessin nicht tödten lasse, ziehen wir lieber freiwillig aus." —

Als die Prinzessin das hörte, ward sie noch viel nachdenklicher und fing an zu weinen. „Ich sehe nun wohl, daß ich zur Strafe für meine Thorheit und meinen Stolz werde sterben müssen, denn mir wird Niemand aus diesem schrecklichen Sumpfe helfen. Ach, hätte ich nur wenigstens meinen Vater noch einmal wiedersehen können, dessen Unglück ich auch verschuldet habe, weil er mich zu lieb hatte und zu schwach gegen mich war." So klagte Selma noch lange Zeit.

Endlich sprach die schwarze Spinne wieder zu ihr: „Es giebt wohl noch ein Mittel, Dich zu retten; hier ganz in der Nähe wohnt ein gewaltiger Riese, zu dem will ich Dir zu Liebe hinkriechen und ihn herbeirufen, daß er Dich rette. Aber er wird gewiß schweren Lohn dafür begehren, das sage ich Dir voraus."

„Sorge nicht," antwortete Selma, „mein Vater wird ihm gern doppelt so viel geben, als er begehrt; eile nur, ihn herbei zu holen."

Nicht lange darauf kam auch wirklich der Riese, der

ſehr häßlich und wild ausſah, in die Nähe der Prinzeſſin und fragte nach ihrem Begehr. „Du ſollſt mich aus dieſem Sumpfe retten," ſagte ſie, ſchon ganz erſtarrt vor Kälte, „und mich von dieſen häßlichen Spinnen befreien; dafür wird Dir mein Vater viel Land und Schätze geben, denn ich bin Selma, die Fürſtentochter."

„Das iſt ſchlimm genug für Dich!" ſagte boshaft lachend der Rieſe, „denn Niemand als ich wird Dir nun zu Hülfe kommen. Dein Vater aber hat jetzt ſelbſt nicht, wo er ſein Haupt hinlegen, oder wovon er ſeinen Hunger ſtillen könnte; wenn Du alſo keinen andern Lohn zu verheißen haſt, ſo mußt Du Dich auf den Tod gefaßt machen; denn ich rühre meine Hand nicht umſonſt."

„Meinſt Du häßliches Ungethüm etwa, ich werde Dir meine Hand zum Danke dafür geben, daß Du mir aus dieſem Schlamm geholfen? Hältſt Du Dich für gut genug, der Gatte einer Fürſtentochter zu werden, die ſchon die reichſten Könige verſchmäht hat, welche ihre Schönheit beſiegte?"

„Nein, das meine ich nun eben nicht," lachte der Rieſe boshaft. „Ich trage kein Begehr nach einer Hausfrau, wie Du ſein würdeſt, aber ich brauche eine willige Magd, die mein Haus ſcheuern und waſchen, für mich

kochen und nähen kann, und wenn Du mir dazu Deine Dienste auf 5 volle Jahre verſprichſt, ſo will ich Dich retten!" —

„Nimmermehr! Lieber will ich ſterben," rief die Prinzeſſin, und der Rieſe ging ruhig ſeines Weges. —

Länger als eine Stunde harrte Selma mit immer ſteigender Angſt, ob nicht irgend ein Menſch durch den Wald kommen würde; aber es ward Abend, und der Hunger nagte grimmig an ihr. Da rief ſie mit flehender Stimme dem Rieſen und zeigte ſich bereit, ſeine harten Bedingungen zu erfüllen, wenn er ſie retten wolle. Pegrin, ſo hieß derſelbe, ſprach aber jetzt: „ich habe mich anders beſonnen, nun ſollſt Du mir 10 Jahre dienen und ſchwere Arbeit thun; beſinne Dich, ob Du das willſt."

Prinzeſſin Selma aber, die ſchon halb todt war, verſprach ohne Zögern, die harte Bedingung zu erfüllen, und nun zog der Rieſe ſie aus dem Sumpfe und brachte ſie in ſein Haus.

Hier mußte ſie ſogleich anfangen zu ſcheuern und zu fegen, denn überall lag Schmutz und Staub; Pegrin ſtand dabei immer hinter ihr, ſchalt und drohete, denn die Prinzeſſin, die nie einen Kehrbeſen in die Hand genommen hatte, konnte ihm nichts recht machen. „Dein langes, faltiges Gewand iſt Dir bei der Arbeit im Wege," ſagte er,

„lege es ſogleich ab und waſche den Schlamm heraus, ich will es aufheben. Für Dich paßt ſich jetzt eine andere Kleidung.“ Und er brachte ihr einen Rock von grober ſchwarzer Wolle, der ſo plump gearbeitet war, daß er die ſchlanke Geſtalt der Prinzeſſin wie in einen Sack hüllte. Dieſe Verwandlung koſtete ihr viel bittere Thränen, denn als Selma an den Brunnen ging, um Waſſer zu ſchöpfen, und dabei ihre Geſtalt und ihren Anzug zum erſten Male erblickte, weil es im Hauſe des Rieſen keinen Spiegel gab, ſchlug ſie vor Schreck und Unwillen die Hände vor das Geſicht und hätte ſich am liebſten in das tiefe Waſſer geſtürzt, um nur ſo große Schmach nicht zu erleben. Aber Pegrin ging ihr auf Tritt und Schritt nach, verſpottete ſie, wenn ſie traurig war, und ſtrafte ſie dadurch, daß er ſie hungern ließ, wenn ſie die aufgegebenen Arbeiten nicht verrichten wollte oder konnte. —

Da wurden die zarten Hände der Prinzeſſin roth und dick, ihr Haar, das nun nicht mehr täglich mit wohlriechenden Oelen eingerieben wurde, verlor ſeinen Glanz, und die Augen waren trübe und geſchwollen vom Weinen. Niemand hätte jetzt in ihr die ſchöne Prinzeſſin Selma wieder erkannt. „Ach!“ ſeufzte ſie oft, „wäre ich nur nicht ſo ſtolz und übermüthig geweſen, dann dürfte ich jetzt nicht ſo

gar Schweres erdulden.“ Aber dieſe Klagen halfen ihr nun zu nichts mehr. Nach und nach ward ſie demüthig und ergeben in ihr Schickſal, und ſo ging endlich das erſte Jahr ihrer ſchweren Dienſtzeit vorüber. Eines Tages, wo ihr harter Herr nicht zu Hauſe war, bemerkte ſie zufällig, daß die beiden Hunde, welche den Hof bewachten, kein Stroh in ihren Hütten hatten, und es war doch ſchon ſpät im Herbſt. Da ſie nun auch ſchon empfunden hatte, wie Hunger und Froſt thun, ging ſie mitleidig zu den Hunden und brachte ihnen Stroh und Knochen.

Als ſie noch damit beſchäftigt war, gingen zwei fremde Männer vorüber, und ſie hörte wie der Eine zum Andern ſagte: „Nun iſt ja der alte Fürſt auch wieder aus der Verbannung zurückgerufen und wieder auf den Thron geſetzt worden. Der Tod der hochmüthigen Prinzeſſin hat das Volk ausgeſöhnt; man ſagt, ſie ſoll auf der Flucht umgekommen ſein. Gleichwohl läſſet ihr Vater das ganze Land nach ihr durchſuchen, und hat dem großen Lohn verheißen, der wenigſtens die Leiche ſeiner Tochter auffinden könne.“ —

Als Selma dies hörte, wollte ihr das Herz vor Freuden zerſpringen. Nun hoffte ſie ja an den Hof ihres Vaters zurück kehren zu können und endlich wieder zu

leben, wie es einer Prinzeſſin zukomme. Der Rieſe aber ſollte zur Strafe ſeiner Härte gegen ſie den Tod erleiden. „Hört doch, ihr guten Leute!“ rief ſie daher mit athemloſer Haſt den beiden Männern zu, „Ihr könnt Euch großen Lohn verdienen, wenn Ihr zu dem Fürſten gehen und ihm ſagen wollt, daß ſeine Tochter lebe, und daß er bald kommen möge, um mich aus der Gewalt des böſen Rieſen zu befreien!“ —

„Was? Du ſelbſt wäreſt die Prinzeſſin?“ rief lachend der Eine der Männer. „Nun wahrlich, Du ſiehſt auch ganz darnach aus! Mache das nur einem Andern weiß; ehe die Prinzeſſin ſich wie eine ſchlechte Magd gekleidet und ſo grobe Arbeit verrichtet hätte, lieber wäre ſie geſtorben.“

„Und überdem war die Prinzeſſin Selma ein Meerwunder von Schönheit,“ ſagte der Andere, „Du aber ſiehſt aus wie viele Deines Gleichen. Geh und laß uns ungeſtört des Weges ziehen.“

„Ach, ſo habt doch nur Erbarmen,“ jammerte die Prinzeſſin mit gerungenen Händen, „ich rede ja nur die Wahrheit. Ihr erkennt mich nur nicht wieder, weil mir aller Schmuck und die prächtigen Kleider fehlen, die ich am Hofe meines Vaters trug. Bedenkt doch nur, daß ich dieſe niedere Arbeit nur verrichte, weil ich in der Gewalt

des schlimmen Riesen bin, dem ich 10 Jahr dafür dienen soll, daß er mir das Leben gerettet hat."

Die Männer blieben stehen, um die schlechtgekleidete Magd besser zu betrachten. In diesem Augenblicke lief eine große häßliche Spinne über die Arme der angeblichen Prinzessin, sie schüttelte dieselbe aber ruhig ab und ließ sie ungehindert in das Haus zurück laufen, ohne sie zu tödten. — „Siehst Du," rief sogleich der Erste von den Männern, „daß wir es nur mit einer listigen Dirne zu thun haben, die uns ein Mährchen aufbinden will. Die Prinzessin hatte ja einen so großen Ekel vor den Spinnen, daß sie die Unterthanen ihres Vaters mit Todesstrafe bedrohen ließ, wenn ein solches Thier in ihren Häusern gefunden werde; die würde jetzt nicht so geduldig das häßliche Thier über ihren Körper haben laufen lassen, ohne es auf der Stelle zu tödten." — Damit gingen die Männer weiter, ohne auf die rührenden Bitten Selma's zu hören. Diese aber konnte ihnen nicht nachlaufen, denn die Hunde wehrten Jedem den Ein- und Ausgang aus dem Hofe und hätten sie gewiß zerrissen, wenn sie durch das Thor desselben zu gehen gewagt hätte. —

Als sie die beiden Männer nicht mehr sehen konnte, ward Selma sehr traurig. Aber nach einiger Zeit schämte

ſie ſich ihrer eigenſüchtigen Gedanken; denn hätte ſie ſich nicht freuen ſollen, daß ihr Vater noch lebte und wieder in Frieden ſein Land regierte? Wenn ſie nun plötzlich wieder am Hofe ihres Vaters erſcheinen wollte, würde da nicht der Haß des Volkes ſie auf's Neue treffen und auch ihren alten Vater wieder mit in's Unglück ziehen? — Nein, lieber wollte ſie ſtets eine arme verachtete Magd bleiben und nie wieder Schmuck und ſchöne Kleider tragen; ſo hatte die Trübſal die Geſinnungen der Prinzeſſin geändert.

Alle Tage ging ſie nun an das Hofthor und ſah ſehnſüchtig auf die Straße hinaus, ob nicht vielleicht wieder Jemand vorüber käme, den ſie fragen könne, wie es mit ihrem Vater gehe. Damit der Rieſe aber nichts davon merke und ſich nicht wundere, weshalb ſie oft an das Thor ginge, fütterte ſie jeden Tag freiwillig die Hunde und gab ihnen reines Waſſer und Stroh. Dadurch gewöhnten ſich die überaus wilden Thiere dergeſtalt an Selma, daß ſie freudig wedelten, wenn ſie in die Thür des Hauſes trat, und ein Wort von ihr konnte ſie ſogleich zur Ruhe bringen, ſo arg ſie auch bei dem kleinſten Geräuſch zu bellen anfingen.

Als die Prinzeſſin das bemerkte, beſchloß ſie zu fliehen, um ihren Vater wieder zu ſehen. Sie wollte einen Dienſt

im Schloſſe des Fürſten ſuchen und dort unerkannt in Niedrigkeit leben, um ihren Vater nur nicht wieder in Gefahr zu bringen. Da nun eines Tages der Rieſe ſchlief, ging ſie eilig von dannen; die Hunde ließen ſie glücklich durch das Thor, ohne zu lärmen, und ſo kam ſie ohne Aufenthalt in den Wald.

So lange ihre Kräfte aushielten, ging ſie mit raſchen Schritten vorwärts, bis nagender Durſt und Müdigkeit ihr nicht weiter zu gehen geſtatteten. Zum Glück bemerkte ſie in ihrer Nähe an einem hohen Felſen einige Brombeerſtauden, und indem ſie die reifen Früchte davon abpflückte, um ihren Durſt daran zu ſtillen, entdeckte ſie den wohlverſteckten Eingang einer Höhle dahinter. Ein beſſeres Verſteck hätte ſie nicht leicht finden können, und ſie beſchloß, die Nacht darin zuzubringen. Sie ſchlief nach der großen Anſtrengung auch feſt und gut; als ſie aber am andern Morgen ihren Schlupfwinkel verlaſſen wollte, hörte ſie in ihrer Nähe den Hufſchlag eines Pferdes und zog ſich geſchwind wieder in die Höhle zurück. Es war Pegrin, der die Entflohene ſuchte, dicht vor der Höhle vom Roſſe ſtieg und ſich auf die Erde warf, um ein Wenig auszuruhen. Die Erde zitterte, ſo ſchwer fiel der grimmige Rieſe nieder; das Pferd weidete indeß im Walde und nagte endlich auch

an den Brombeerſtauden. Dadurch ward der Eingang zu der Felſenhöhle von Pegrin entdeckt, und raſch ſprang er auf, um ſie zu durchſuchen. Er hatte ein ſcharfes Meſſer in der Hand und ſchien entſchloſſen, die unglückliche Magd zu ermorden, wenn er ſie fände.

Selma, die jede ſeiner Bewegungen mit großer Angſt verfolgte, glaubte ſich jetzt verloren und fiel in der Höhle auf die Knie. — Jetzt verdunkelte die Geſtalt des Rieſen den Eingang und das zitternde Mädchen fühlte ſchon ſeinen gewaltigen Athem — da ſtand er plötzlich ſtill. „Nein, hier kann ſeit langen Jahren kein menſchliches Weſen hinein gekommen ſein," ſagte er verdrießlich, „der Eingang iſt ja ganz und gar mit dem Gewebe der Spinnen überzogen. Ich will aber die Dirne ſchon noch finden und ſie ſoll mir dann gewiß nie wieder entwiſchen." Mit dieſen Worten beſtieg er ſein Roß und ſprengte weiter durch den Wald.

Als ſich Selma endlich an's Tageslicht hervorwagte, ſah ſie mit großer Verwunderung, wie eine Spinne kreuz und quer über den Eingang ihre Netze hin geſponnen hatte, ſo daß es faſt ein dichter Schleier war. Und doch war Selma geſtern noch durch dieſelbe Oeffnung in die Höhle getreten. — Da ſchlug ſie beſchämt die Augen nieder und dachte: daß kein Geſchöpf Gottes ſo verächtlich ſei, um

nicht die Wunder seiner Allmacht zu vollbringen. Und mit demüthigem Herzen ging sie aus der Höhle. —

Nachdem sie noch länger als einen Tag im Walde umhergeirrt war, sah sie in der Nacht einen Lichtschein und kam endlich glücklich an den Hof ihres Vaters. Niemand erkannte sie, und da eben die Stelle einer Stubenmagd frei war, bekam sie diesen Dienst. Auf diese Weise konnte sie jeden Tag die Zimmer ihres Vaters betreten; aber lange Zeit verging, ohne daß sie sein Angesicht sah. Der Fürst war nemlich noch ganz trostlos über den vermeintlichen Tod seiner Tochter und hielt sich in seine einsamen Gemächer verschlossen. Eines Morgens jedoch, als Selma kam, um die gewohnte Arbeit zu verrichten, bemerkte sie, wie der Fürst in einem Lehnsessel schlief, während sich seine Diener im Vorsaal unterhielten.

Wie schlug ihr Herz da vor Freuden! Leise schlich sie sich zu ihm hin, kniete vor ihm nieder und drückte den Saum seines Kleides weinend an ihre Lippen. — In diesem Augenblick bemerkte sie ein Kammerdiener, der eben in das Zimmer trat, und da er sich die Geberde der Magd nicht zu deuten wußte, glaubte er, sie habe sich dem schlafenden Fürsten in böser Absicht genaht. „Vielleicht," dachte er, „ist sie von seinen Feinden gedungen, um ihn durch

irgend ein listiges Mittel zu vergiften.“ Er zog also die erschrockene Prinzessin hinaus auf den Vorsaal und übergab sie der Wache, welche Selma nun in's Gefängniß führte.

Als die Prinzessin nach einiger Zeit vor den Richter gebracht und in üblicher Weise zuerst nach dem Namen, nach ihren Eltern und dem Ort, woher sie komme, gefragt wurde, verwickelte sie sich in allerlei Widersprüche; denn sie wagte die Wahrheit nicht zu sagen, aus Furcht, daß das Volk ihren alten Vater verjagen werde, wenn sie wieder an den Hof zurückkehre. Dadurch aber ward sie den Richtern so sehr verdächtig, daß man ihr das Schlimmste zutraute und sie endlich ohne Weiteres zum Tode verurtheilte.

Das war freilich eine schwere Probe für die Prinzessin, denn das Leben ist ja dem Aermsten und Unglücklichsten lieb; und sie war noch so jung! Wer würde ihr aber auch geglaubt haben, wenn sie jetzt ausgesagt hätte, wer sie sei? — also bereitete sie sich ergeben zum Tode. Als sie nun hinausgeführt wurde, kam sie an dem Palaste ihres Vaters vorbei, und dieser stand am offenen Fenster, um den Zug zu betrachten. Als er aber die Verurtheilte sah, eilte er hastig auf die Straße herab, brach sich Bahn

durch die neugierige Menge und schrie in großer Angst: „Haltet ein, haltet ein, es ist ja mein einzig Kind, meine Tochter! Die sollt Ihr mir nicht rauben, lieber will ich Euch meine Krone wiedergeben!“ Und mit lautem Jubel umarmte er die Prinzessin, die vor Freude kein Wort zu sprechen vermochte.

Da das Volk endlich die wundersame Geschichte erfuhr, wie sie als gemeine Magd am Hofe ihres Vaters gelebt habe und selbst den Tod hatte erdulden wollen, um das Volk nicht wider den Fürsten zu erbittern, da sprachen sie unter einander: „Das Herz der stolzen Prinzessin muß sich wunderbar verändert haben.“ — Und da sie die Prinzessin so demüthig und im schwarzen Büßergewande stehen sahen, hoben sie dieselbe auf ihre Schultern und trugen sie in den Palast ihres Vaters. — Dort lebte sie noch viele, lange Jahre, geliebt von allem Volke, und soll nie wieder ein Zeichen von Stolz oder Uebermuth gegeben haben.

# Das goldene Haar.

Es war einmal ein armer Köhler, der im tiefen, einsamen Walde lebte und nicht hinauskam, außer wenn er des Sonntags in die Kirche ging, wohin es fast eine Meile war. Auch sehnte er sich gar nicht darnach, seine lieben schönen grünen Bäume zu verlassen, und obgleich seine Hütte nur von Holz und Stroh war, gefiel ihm doch kein Bauerhof besser drüben im Dorfe. Das macht, Ulrich war zufrieden und glücklich, obgleich er außer seiner ärmlichen Hütte nur eben satt Brod und Erdäpfel hatte; seine Röse war ein gesundes, munteres Weib, und jetzt hatten sie auch einen Sohn, der etwa 12 Tage alt war.

Es war in der Mitte des Sommers, und die Luft drückend heiß, als die Eltern mit dem Kinde nach dem Kirchdorfe gingen, um es taufen zu lassen. Sie hatten Beide ihren Sonntagsstaat angelegt, der freilich nicht gar zu prächtig aussah; der Köhler trug das kleine Söhnchen

auf seinen Armen, und Röse ging still und nachdenklich hinter ihm auf dem mit Tannennadeln bestreuten Waldpfade.

„Sei doch nicht so traurig, liebes Weib," sagte der junge Köhler nach einer langen Pause, „wenn wir auch zu dem lieben Jungen da keinen Pathen gefunden haben. Es war freilich recht hart von Deinem Vetter, dem reichen Lohgerber in der Stadt, daß er mir meine Bitte abschlug, unserm Kinde ein Taufzeuge zu sein; aber es ist nun einmal der Lauf der Welt, daß die Armuth nicht viel Freunde hat, aber der gute Vater im Himmel hat gerade zu den Bekümmerten und Bedrängten seinen Sohn geschickt, und an der Herrlichkeit seines Reiches wird ja auch unser Kind Theil haben, wenn wir es zu seiner Ehre erziehen."

„Du hast wohl Recht, Ulrich," sprach die bekümmerte Mutter, „aber es geht mir doch nahe, daß der kleine liebe Schelm nicht einmal einen Taufpathen hat; wenn wir nun Beide einmal sterben, so erbarmt sich Niemand der armen Waise."

„Ei, Röse, wie Du nur so reden kannst!" schalt Ulrich gutmüthig. „Und wenn sich kein Mensch um ihn kümmert, so hat er ja doch ewiglich seinen Vater und Versorger im Himmel. Ein Taufpathe, wer es auch sei, ist

ja auch ein sterblicher Mensch und kann ja früher aus der Welt gehen, als wir Beide. Da es nun einmal nicht anders sein kann, so finde Dich doch darein und verkümmere Dir nicht den schönen Tag durch unnütze Sorge."

Röse schwieg, aber ihr Herz blieb traurig wie zuvor. So gingen sie lange Zeit wieder schweigend im Walde fort. Da sahen sie auf einem sonnigen Plätzchen, wo das frischeste, weichste Moos die Erde bedeckte, ein altes Mütterchen liegen, die sanft und fest zu schlafen schien. „Hör'," sagte der Köhler zu seinem Weibe, „die müssen wir aufwecken, das ist ein gefährlich Plätzchen, darauf die arme Alte schläft; es giebt im ganzen Walde nicht so viel schädliches Gewürm als hier. Wie leicht kann eine böse Otter die Frau stechen, auch ist es so drückend heiß, daß ich fürchte, wir bekommen ein tüchtiges Gewitter, da wär's der Alten auch besser, sie suchte zuvor heimzukommen in ihre Hütte."

„Ich will hingehen und sie wecken," sagte Röse bereitwillig, „sie könnte sonst erschrecken, wenn sie beim Erwachen einen fremden Mann vor sich stehen sähe." Und nach diesen Worten rief sie der schlafenden alten Frau zu und machte sie freundlich auf die Gefahr aufmerksam, der sie sich ausgesetzt habe.

„Vielen Dank!“ sagte das Mütterchen, „ich bin fremd hier in der Gegend und komme weit her; da verließen mich meine Kräfte mit einem Male, und ich mußte mich hier niederlegen. Da bin ich denn eingeschlafen, und hättet Ihr mich nicht erweckt, so hätt' ich's wohl mit dem Leben büßen können. Auch hab' ich große Eil', denn ich muß noch vor Abend nach Straupitz kommen.“

„Ei, da habt Ihr nicht mehr so gar weit,“ meinte Röse, „und es trifft sich gut genug, denn wir gehen eines Weg's. Ist's Euch recht, gute Frau, so mögt Ihr Euch dabei immer auf meinen Arm stützen; ich bin jung und stark, und so kommen wir rascher vorwärts.“ Das nahm die Alte mit vieler Freude an, und alle Drei schritten nun rüstig unter den alten Eichen dahin; denn wirklich zog sich jetzt ein drohendes Gewitter über dem Walde zusammen, und sie hatten noch eine volle Viertelstunde bis zum Dorfe.

„Gieb mir das Kind,“ sagte Röse zu ihrem Manne, „ich will eilig in's Dorf laufen, ehe der Regen kommt. Hilf Du nur dem guten Mütterchen vorwärts; sie scheint recht schwach zu sein, und es fehlt ihr an Athem, so rüstig mit uns Schritt zu halten.“

„Da hast Du Recht, liebes Weib, wir wollen langsamer nachkommen, gehe Du nur mit dem Jungen vor-

aus," antwortete Ulrich, und indeß sich Röse eiligst entfernte, trug er das alte Mütterchen fast mehr, als er sie vorwärts führte. Aber bald stürzte der Regen in Strömen herab, und da er nur langsam gehen konnte, wenn er die arme Frau nicht im Stich lassen wollte, so ward seine einzige Sonntagsjacke ganz und gar durchnäßt.

Endlich erreichten sie glücklich das Dorf, und das Mütterchen wußte dem Köhler gar nicht genug Dank zu sagen, daß er sich ihrer so mitleidig erbarmt habe. „Wenn ich Euch doch nur einen kleinen Dienst dafür leisten könnte," sagte sie, „aber dazu bin ich viel zu arm und gering."

Da wurde das Gesicht des Köhlers mit einem Male ganz roth vor Freude. „Ei," sprach er hastig, „freilich könntet Ihr mir einen recht großen Dienst thun, den ich auch nimmermehr vergessen wollte. Ich will eben zum Pfarrer gehen, um mein Kind taufen zu lassen, und hab' weder Freunde noch Anverwandte, die dabei Pathe sein möchten, und das macht meine gute Röse so sehr betrübt. Wenn Ihr uns nun den Gefallen thun wolltet, — das würde dem braven Weibe eine rechte Last vom Herzen nehmen!"

„Wie?" fragte die Alte ganz verwundert, „ich sollte

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

mit Euch in die Kirche gehen? Seht doch nur meine schlechten zerrissenen Kleider an, Ihr müßtet Euch ja meiner schämen!"

„Ach, warum nicht gar," antwortete Ulrich, „und wenn Ihr auch nicht in Pracht und Herrlichkeit einhergehet, im Hause des Herrn ist das doch nur eitel Plunder, denn vor ihm gilt nur ein demüthig Herz."

„Wenn Ihr das meint, so will ich gern mit Euch gehen," sprach das Mütterchen; „aber ich bin so arm, daß ich meinem Taufpathchen auch nicht einen Groschen schenken kann."

„Das sollt Ihr auch nicht, und ich will's Euch herzlich Dank wissen, wenn Ihr nur ein frommes Gebet über das Kind sprechen wollt. Aber seht, da steht Röse schon unter der Kirchenhalle und erwartet uns; paßt einmal auf, wie die sich freuen wird, wenn ich ihr sage, daß wir für unsern Jungen eine Pathe haben." —

Und wirklich hätte das gute Weib am liebsten vor Freuden geweint; sie warf auch nicht einen Blick auf die ärmliche Kleidung der Alten, obgleich dieselbe noch gar sehr abstach zu ihrem und Ulrichs abgetragenen Anzuge. Sie legte ihren Sohn dem alten Mütterchen auf den Arm, und setzte sich in eine Kirchenbank, um still zu beten, in-

deß jene mit dem Kinde an den Taufstein ging. Der Pfarrer verrichtete sein Amt in großer Eil', denn er war zu einem Schmause geladen, und so achtete Niemand darauf, daß die fremde alte Frau wie in einem Lichtschimmer ging. Als aber die Taufe vorüber war, und sie der Mutter das Kind wiedergab, neigte sie sich tief darauf hin, und ein goldener Strahl berührte einen Augenblick lang das Köpfchen des Täuflings, an dessen feinen Härchen noch ein Tröpfchen Taufwasser hing. Röse sah es wohl, aber sie meinte, die Sonne scheine nach dem Gewitter durch die Kirchenfenster; aber die arme alte Frau war nicht, was sie schien, sondern eine mächtige Fee, und an der Stelle, wo der von ihr ausgehende Lichtschein den Kopf des Knaben berührte, wuchs ein goldenes Haar. Daran war großes Glück für den Knaben geknüpft, und keine Gefahr konnte ihn bezwingen, so lange er es trug.

„Was habt Ihr dem herzigen Jungen denn für einen Namen gegeben?" fragte die Mutter, als sie das Kind wieder in ihren Armen hielt.

„Fortunatus!" antwortete das Mütterchen, aber sie mußte ihn drei-, viermal wiederholen, ehe Röse ihn im Gedächtniß behalten konnte.

Während die Eltern um das Kind beschäftigt waren,

und Röſe es ſorgfältig einhüllte, indeß Ulrich dem Pfarrer das Taufen bezahlte, hatte ſich die fremde alte Frau ſtillſchweigend entfernt. Niemand hatte ſie gekannt, und Keiner wußte, wohin ſie gekommen war. Das betrübte den Köhler und ſein Weib, denn ſie hätten ihr doch gern zuvor Dank geſagt, und nun wußten ſie überdies nicht einmal, wer die Pathe ihres Kindes geweſen ſei. — Aber das war nun nicht mehr zu ändern. Sie ſprachen wohl noch oft über den Vorfall, Fortunatus aber wuchs indeß geſund und kräftig heran, und nach ein paar Jahren kletterte er wie ein flinkes Eichhörnchen auf die Bäume, unter denen die Hütte ſeiner Eltern ſtand, ſchwamm luſtig wie ein Fiſch im Fluſſe, der durch den Wald ging, und war munter und friſch wie die Vöglein auf den grünen Zweigen. Ueber den Knaben kam kein Unfall, wie wagehalſig er auch oft war: das goldene Haar, das er ohne es zu wiſſen trug, ſchützte ihn. Auch hatte er in allen Dingen Glück; er fand gewiß die früheſten und ſchönſten Erdbeeren im Walde, die beſten Pilze, und wenn er Eier nach der Stadt trug, — denn die Mutter hielt ſich einige Hühner, — ſo bekam er gewiß immer einen Groſchen mehr, als die andern Verkäufer; denn wohin er auch kam, es hatte ihn Jedermann lieb und fand Gefallen an dem fri-

schen, fröhlichen Burschen. Wer ihm etwas Gutes zuwenden konnte, der that's mit Freuden; Fortunatus nahm es auch immer dankbar an, aber weder er, noch die Eltern dachten weiter darüber nach.

So war er indeß 17 Jahr alt geworden und schlank wie eine Tanne, flink wie ein Reh, und sein gutes, ehrliches Gemüth blickte ihm zu den Augen heraus. „Hör' einmal, Mutter," sagte eines Tages der Köhler zu seinem Weibe, „dem Fortunatus wär' es doch wohl besser, wenn er aus dem stillen engen Walde hinaus in die weite Welt käme, wo er etwas Ordentliches lernen könnte. Ein Köhler findet zwar auch sein Fortkommen, aber wer weiß, ob es der Junge nicht doch noch besser treffen könnte: er hat zu Allem Geschick." —

Da weinte die Mutter zwar herbe Zähren, daß sie ihr Herzblättchen nicht mehr alle Tage bei sich haben solle, aber sie dachte doch auch: „es wird ihm dann viel besser gehen als bei mir," — und das ist Trost genug für ein Mutterherz. — Aber ehe noch Ulrich mit sich im Reinen war, was er mit dem Fortunatus anfangen solle, begegnete diesem etwas, das den Vater alles Sinnens und Nachdenkens darüber überhob.

Er schlenderte eines Tages ganz gedankenvoll durch

den Wald, denn der Vater hatte ihm gesagt, daß er morgen mit ihm nach der Stadt zu dem Kaufherrn gehen wolle, dem der Kohlenmeiler gehörte; den wolle er um Rath fragen, ob er nicht einen Lehrherrn oder ein sonstiges Unterkommen für den Burschen wisse. Nun wollte Fortunatus zu guter Letzt sich noch einmal von ganzem Herzen freuen an den schönen alten Bäumen, die er von Kindheit an so gar lieb gehabt hatte, und noch einmal die Vöglein singen hören, was ihm stets die liebste Musik gewesen war. Er ging an dem breiten Flusse hin und nahm von jedem Plätzchen Abschied, wo er oft und gern gespielt hatte: „Wer weiß, ob es so hübsch draußen ist in der Welt, wie hier in meiner grünen Waldeseinsamkeit," dachte er und war zum ersten Male in seinem Leben traurig. Da hörte er plötzlich raschen Hufschlag ganz in seiner Nähe, und als er sich umwendete, sah er einen Reiter bügellos auf einem scheugewordenen Pferde daher gesprengt kommen. Ein Blick überzeugte Fortunatus von der Gefahr, in welcher der Reiter schwebte, denn die Zügel waren dem wilden Thiere über den Kopf zurückgefallen und berührten fast die Erde, während der todtblasse Reiter sich angsthaft an der Mähne festzuhalten versuchte. Schnell wie der Blitz flog Fortunatus nach dem schmalen Wald-

wege zu, den das Pferd dahergeraſt kam, er warf ſich ſodann an den Boden, und da er gehört hatte, daß ſelbſt in der wildeſten Schlacht die Pferde ſelten die am Boden liegenden Menſchen treten, ſo ſah er unerſchrocken dem Thiere entgegen. In dem Augenblicke nun, wo daſſelbe mit einem großen Satze über ihn hinwegſpringen wollte, griff er entſchloſſen und geſchickt nach den herabhängenden Zügeln und riß es ſo heftig daran zurück, daß ihn das Pferd nur wenige Schritte mit ſich fortſchleppte und dann keuchend ſtille ſtand. Dieſen Augenblick benutzte der Reiter, um herabzuſpringen, und war ſo durch des Burſchen kühne Entſchloſſenheit gerettet.

Im erſten Schreck vermochte er dieſem kaum Dank zu ſagen; Fortunatus aber hielt noch immer das ſchweißtriefende Roß feſt am Zügel und forderte den Fremden auf, mit nach der Wohnung ſeiner Eltern zu gehen, um ſich dort zu erholen. Das nahm derſelbe auch gern an, und Fortunatus plauderte auf dem Wege dahin recht harmlos und zutraulich mit dem Fremden, der, wie ſich ſpäter ergab, ein reicher Graf war, der, auf weiten Reiſen begriffen, ſich nur einige Tage in der benachbarten Stadt aufhielt und ausgeritten war, um ſich die Gegend zu betrachten. Ein großer, plötzlich aufflatternder Vogel hatte, als

er eben in tiefem Nachdenken dahinritt, ſein wildes Pferd erſchreckt, zum Unglück hatte der Graf auch noch die Zügel verloren und hätte ohne Fortunats Dazwiſchenkunft leicht mit dem Leben büßen können.

Natürlich wünſchte der Fremde, dem Jünglinge ſeine Dankbarkeit zu beweiſen, und beſchenkte ihn reich; aber der muthige, gewandte Burſch gefiel ihm ſo wohl, daß er nichts mehr wünſchte, als ihn immer um ſich behalten zu können. „Möchteſt Du mich wohl auf meinen Reiſen begleiten? Es ſollte Dir gut gehen, und ich würde Dich an nichts Mangel leiden laſſen!“ ſagte er zu dem Burſchen.

Das war Fortunatus gern zufrieden, denn da er doch einmal ſeine lieben Eltern und den ſchönen grünen Wald verlaſſen ſollte, ſo war's ihm recht, wenn er recht weit in die Welt hinein käme und etwas Tüchtiges lernte. Er ging alſo ſchon nach zwei Stunden, welche der Graf in der Köhlerhütte zubrachte, mit dieſem nach der Stadt, und obgleich er alle zehn Schritt noch einmal nach den lieben Eltern und der kleinen Hütte zurückſah und grüßte, — obgleich ihm die Augen voll und ſchwer waren von Thränen, ſo freute er ſich doch auch auf die große, ſchöne Reiſe, die er mit ſeinem Herrn machen ſollte, und malte ſich ſchon im Geiſt die hohen Berge, die mächtigen Seen

und die zauberischen Thäler, wohin ihn dieser zu führen versprach.

In der Stadt ließ ihm der Graf einen knapp anliegenden Rock von blauem Sammt mit Silberstickerei machen, dazu bekam er ein leichtes weißes Mützchen, das ganz keck auf den schönen schwarzen Locken saß. In diesem Anzug sah er aus wie ein verkleideter Prinz, und er selbst gefiel sich ganz gut darin. Es war eine ordentliche Freude, unsern Fortunatus zu sehen, denn das Leben und die ganze Welt war ihm recht und lieb; er sah täglich etwas Neues, lernte fremde Gegenden und Menschen kennen, und sein Herr behandelte ihn mit so viel Güte und Vertrauen, daß er nichts zu wünschen übrig hatte. Und zu all' diesem Glück verhalf ihm einzig das seltsame Pathengeschenk der Fee: sein goldenes Haar! — von dem er doch nicht das Geringste wußte.

Sie kamen nun auf ihrer Reise auch in ein fremdes Land, wo der Graf viele Freunde am Hofe des Königs hatte, und daher beschloß, sich längere Zeit daselbst aufzuhalten. Die Hauptstadt war groß und prächtig, und Fortunatus benutzte seine Zeit wohl, indem er die Kirchen und andere merkwürdige Bauwerke betrachtete und die Gallerien besuchte, wo alte Bilder aufgestellt waren. Der Graf

ließ es ihm nie an Geld fehlen, und so konnte sich unser junger Freund das Leben so angenehm als möglich machen; seine Eltern lebten jetzt auch ohne Sorgen, ja fast im Ueberfluß, denn Fortunatus hatte ihnen das reiche Geldgeschenk des dankbaren Grafen zurückgelassen, und davon hatte Ulrich sich ein festes, warmes Häuschen gebaut in dem trauten Wald, den er nicht verlassen wollte, und Röse hatte jetzt zwei stattliche Kühe im Stall. Fortunatus konnte also sein Geld verwenden, wozu er Lust hatte, und wenn er auch damit nicht sparsam umging, so blieb ihm doch immer noch genug übrig, um auch den Armen davon zu geben. Eines Tages begegnete ihm ein altes Mütterchen auf der Straße, die krank und schwach zu sein schien, denn sie half sich nur mühsam vorwärts, indem sie sich dicht an den Häusern hielt. Zum Unglück kam ein Betrunkener desselben Weges, und da die alte schwache Frau ihm nicht rasch genug ausweichen konnte, würde jener sie gewiß darnieder gerissen haben, wäre nicht Fortunatus zur rechten Zeit hinzugesprungen und hätte das Mütterchen mit seinem Arm beschützt. Der Betrunkene hob drohend die Faust nach dem jungen Burschen, und Fortunatus hätte wohl einen derben Schlag bekommen, wäre nicht ein Polizeidiener in der Nähe gewesen, der ihm sogleich zu Hülfe

kam, weil er den feingekleideten Burschen für einen vornehmen Junker hielt; als er die arme Alte in Gefahr sah, auf das Pflaster darnieder geworfen zu werden, hatte er es nicht der Mühe werth gehalten, sein Ansehen gegen den Berauschten geltend zu machen. Jetzt führte er denselben sogleich in sichern Gewahrsam, nicht ohne erwartungsvoll auf Fortunatus zu sehen, ob dieser nicht ein gutes Trinkgeld in seine Hand drücken werde. Aber der war nur um die alte Frau besorgt, und obgleich er seine Börse herauszog, geschah es doch nur, um dieser mitleidig ein Geldstück zu schenken. „Ich danke Euch, junger Herr," sagte das Mütterchen freundlich, ohne jedoch das Geld anzunehmen, „ich bin zwar alt und schwach, aber doch nicht arm; hebt das Geldstück für Jemand auf, der es wirklich bedarf, und Gott segne Euch für Euer gutes Herz!" — Damit wollte sie versuchen, ihren Weg fortzusetzen, aber sie zitterte und wankte noch immer vor Schreck.

„Nun, so laßt mich Euch wenigstens nach Eurer Wohnung führen," sagte Fortunatus, „Ihr könntet sonst leicht noch Unglück haben auf dem Wege." Und ohne auf die Gegenrede des Mütterchens zu achten, nahm er sie unter dem Arm und führte sie gar behutsam vorwärts. Ein Trupp boshafter Straßenbuben kam jetzt herbei, und da sie

den zierlich gekleideten Jüngling mit der armen Alten gehen ſahen, liefen ſie lachend hinter ihnen d'rein und riefen: „Ei ſeht doch, da führt der Prinz Frühling den häßlichen Winter ſpazieren.“

Fortunatus ſprach recht eifrig und laut mit der alten Frau, damit ſie dieſen Spott nur nicht hören ſolle. „Ich weiß nicht,“ ſagte er, „wie das kommen mag, Ihr ſcheint mir ſo bekannt zu ſein, und doch iſt meine Heimath über hundert Meilen weit von hier, und ich bin kaum ſeit drei Tagen in dieſem Lande.“

Da antwortete das Mütterchen lächelnd: „Du haſt mich auch ſchon einmal geſehen, nur kannſt Du das nicht mehr wiſſen, denn Du warſt damals kaum ein Paar Wochen alt. Du biſt der Fortunatus, und ich habe bei Dir Pathen geſtanden.“

„Ei, iſt denn das möglich? Wie kommt Ihr denn hierher, und woran habt Ihr mich denn wiedererkannt?“ ſagte Fortunatus. „Nun, das iſt mir lieb, denn nun kann ich Euch doch danken, was meine Eltern damals nicht thun konnten, weil Ihr plötzlich wie verſchwunden ſeid.“

„Komm nur morgen zu mir, mein Sohn,“ ſagte die Alte ſtatt jeder Antwort, „da wollen wir weiter darüber

reden. Heut' hab' ich keine Zeit, und wir ſtehen jetzt vor meiner Hausthür."

Fortunatus betrachtete ſich die erbärmliche kleine Hütte genau, um ſie am andern Tage ſicher wiederfinden zu können, ſchüttelte dann der Alten recht treuherzig die Hand und verſprach, ſich morgen nicht vergeblich erwarten zu laſſen. Dann ging er wohlgemuth ſeines Weges.

Er war kaum einige Schritte vom Häuschen der Alten entfernt, da begegnete ihm ein Ausrufer, der von vielem Volk begleitet durch die Straßen zog; dieſer verkündete, wie die Prinzeſſin Madeleine einen koſtbaren Ring verloren habe, der ein Geſchenk ihrer verſtorbenen Mutter und von ſo großem Werth für ſie ſei, daß ſie demjenigen, der ihn wiederbrächte, eine Bitte zu gewähren verſprach, und wenn er das halbe Königreich ihres Vaters verlange.

„Wer nur den Ring finden könnte," ſagte Fortunatus, als er dieſe Worte hörte, aber er dachte nicht lange daran, denn ſein Weg hatte ihn, ohne daß er es wußte, hinaus vor die Thore der Stadt geführt, und da er in der Ferne einen Wald ſah, zog es ihn wie Heimweh dahin. Er legte ſich auf das weiche Moos in den grünen Schatten und träumte von ſeiner Kindheit und ſeiner lie-

den Mutter. Da ſah er zu ſeinen Füßen etwas glänzen und blitzen, und als er es aufhob, erkannte er, daß es ein Ring von ſeltener Schönheit ſei. Er nahm ihn mit ſich nach Hauſe und zeigte ihn ſeinem Herrn, dem Grafen. Dieſer erkannte ihn ſogleich als das Eigenthum der Prinzeſſin Madeleine, und beſchloß dieſen glücklichen Zufall zu ſeinen Gunſten zu benutzen. Er liebte nemlich die ſchöne Prinzeſſin und wünſchte ſie von dem Könige zur Gemahlin zu erhalten. Wenn er nun den Ring brachte und Madeleinen um ihre Hand bat, ſo durfte ſie ihm dies jetzt um ſo weniger abſchlagen, da ſie ja dem glücklichen Finder die Gewährung einer Bitte zugeſagt hatte.

„Höre," ſagte er daher zu dem Jünglinge, „dieſer Ring iſt zwar nicht derſelbe, welchen die Prinzeſſin Madeleine verloren hat, aber doch iſt er von großem Werthe. Ich will überall nachfragen laſſen, wem er gehört, und meldet ſich der Eigenthümer nicht, ſo will ich ihn Dir um volle 1000 Gulden abkaufen." Dieſen Vorſchlag ging Fortunatus gern ein; denn, dachte er, wenn ich tauſend Gulden auf einmal habe und ſie meiner alten Taufpathe zeigen kann, ſo nimmt ſie gewiß einen Theil davon an, denn ich wette, ſie iſt arm und nothleidend und hat mein Goldſtück nur darum nicht genommen, weil ſie gedacht

haben mag, ich ſollte es lieber meinen Eltern ſchicken, die ſie ja damals als ganz arme Köhlerleute gekannt hat. Ich kaufe der guten alten Frau ein hübſches Häuschen, richte es ihr darin recht wohnlich ein und führe ſie dann in ihr neues Eigenthum; wie wird ſie ſich da freuen!"

Er war es alſo wohl zufrieden, daß der Graf den Ring behielt, und damit, ohne daß Fortunatus es wußte, zur Prinzeſſin ging.

„Ihr habt dem glücklichen Finder Eures Ringes verſprochen, ihm eine Bitte zu erfüllen, und begehrte er auch einen Theil des Königreichs," ſprach er zu der ſchönen Madeleine. „Seht, ich bringe Euch den Ring und Ihr dürft mir nicht nein ſagen, wenn ich zum Lohn um Eure Hand bitte. Euer Vater iſt mir wohl geneigt, und obgleich ich kein Fürſt bin, ſo ſtamme ich doch aus edlem Geſchlecht und kann Euch große Reichthümer zu Füßen legen."

Als die Prinzeſſin dieſe Worte hörte, erſchrak ſie ſehr, und ſo lieb ihr der Ring war, um dieſen Preis erſchien er ihr doch zu theuer. Sie konnte kein rechtes Vertrauen zu dem Grafen haben und wünſchte faſt, ſie hätte den Ring nie wieder geſehen. Da ſie ihm aber ſeine Bitte nicht ganz abſchlagen konnte, bat ſie ihn um eine Bedenkzeit von einem Monate, und das mußte ihr der Graf, der

ſeines Glückes ſchon gewiß zu ſein glaubte, wohl bewilligen. Madeleine aber ſchöpfte Troſt aus dieſem Aufſchub und dachte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Ganz ruhig war der Graf aber doch nicht, denn konnte es nicht durch einen Zufall verrathen werden, daß nicht er, ſondern ſein Diener Fortunatus den Ring gefunden habe? „Ich muß den Burſchen ſo lange aus der Hauptſtadt entfernen, bis ich mit der Prinzeſſin verlobt bin," dachte er und ſchickte ihn noch am ſelbigen Tage mit einem Briefe nach einem benachbarten Schloſſe, deſſen Beſitzer ein Vetter von ihm war. Den bat er, ſeinen Diener Fortunatus unter einem paſſenden Vorwande ſo lange bei ſich zu behalten und wohl zu behüten, bis er ihn wieder zu ſich berufen würde.

Fortunatus nahm den Brief ganz ahnungslos und machte ſich ſogleich damit auf den Weg, obgleich der Abend ſchon nahe war; aber ehe er die Stadt verließ, wollte er das gute alte Mütterchen aufſuchen, die ſeine Taufpathe geweſen war, und ihr ſagen, daß er ſie am andern Morgen nicht würde beſuchen können, wie er verſprochen hatte; denn ſein Herr hatte ihm geſagt, er werde wohl länger als einen Tag auf Antwort warten müſſen. Er fand auch bald die Straße wieder, auf welcher er am Morgen

das Mütterchen begleitet hatte; aber so sehr er auch suchte und umherspähete, das kleine niedliche Häuschen entdeckte er nirgends. Er ging den Weg noch einmal zurück und suchte sich an allerlei Merkmalen zu überzeugen, daß es wirklich dieselbe Straße sei — es ward darüber ganz dunkel und noch immer hatte er die Wohnung, die er sich doch so genau gemerkt hatte, nicht wiedergefunden. Zum Unglück verirrte er sich nun gar in der fremden Stadt, ward falsch zurecht gewiesen und kam immer in einsamere Theile derselben, wo keine Lichter brannten, und wilder Lärm aus den kleinen niedern Häusern schallte. Entschlossen trat er endlich in eines derselben, um für Geld einen Führer mit einer Laterne zu suchen. Die große Stube, welche er zu diesem Zweck öffnete, war nur spärlich durch eine trübe Lampe erhellt, und drei bärtige, wild aussehende Männer saßen um einen Tisch mit gefüllten Krügen. Fortunatus zog leise die Thür wieder zu, denn die Zechbrüder schienen ihm nicht geeignet, seiner Bitte zu willfahren, und eben wollte er sein Glück weiter versuchen, als das unvorsichtig laute Gespräch derselben seine ganze Aufmerksamkeit erregte.

„Wenn aber der Alte morgen die Messe nicht besucht, kann er ja den Geruch der unvergleichlich zubereiteten Kerzen nicht einschlucken, und sein Leibkoch ist ja nicht zu bestechen!“ sagte der Eine.

„Dann muß der ſchlaue Pater Anſelm freilich ein neues Mittel erſinnen, denn er ſoll nun einmal ohne Aufſehen aus der Welt gehen, ſonſt —“ antwortete ein Anderer und griff mit einer ſprechenden Bewegung nach dem Dolch in ſeinem breiten Ledergurt. —

„Wozu alles dieſes überflüſſige Geſpräch,“ nahm ein Dritter das Wort, ein hageres Männchen mit einem teufliſch liſtigen Geſicht. Ich habe die Kerzen klüglich zubereitet, und kommt der König auch morgen nicht in die Meſſe —“

„Halt ein, Unſinniger! Was nennſt Du den Namen!“ ſchrieen die beiden Andern faſt erſchrocken auf. „Ein Glück, daß ich die Thür wohl verſchloſſen habe,“ ſagte der Wirth, der ganz weintrunken auf der Bank am Ofen lag. — Fortunatus aber hatte genug gehört und ſchlich leiſe, wie eine Katze, aus dem Hauſe, drückte ſich raſch an den Häuſern fort und ſtand nicht eher ſtill, als bis er in eine belebtere Straße kam. Hier begegnete ihm zum Glück ein Wachtpoſten, dem er zurief, und ihn nach dem Hauſe führte, das er vor wenig Minuten noch mit ſo großer Haſt geflohen hatte. Jetzt war es freilich anders, denn 8 wohlbewaffnete Soldaten begleiteten ihn: was hätte er auch vorhin bei allem Muth gegen 4 ſtarke Männer thun können, von denen wenigſtens einige Dolche trugen, wie

er bemerkt hatte? Er theilte den Soldaten und ihrem Unterofficier nur Einiges aus der Unterhaltung mit, die er auf ſo zufällige Weiſe erlauſcht hatte, und ſie waren mit ihm darüber einverſtanden, daß hier ein großes Verbrechen zu Grunde liege. Nur daß es den König betraf, verſchwieg ihnen Fortunatus klüglich.

Vorſichtig wurde nun das Haus umzingelt und die Spießgeſellen nicht ohne heftige Gegenwehr von ihrer Seite gefangen genommen. Als ſie ins Gefängniß abgeführt waren, begab ſich Fortunatus ſogleich zum König und begehrte, obgleich es ſchon eine ſo ſpäte Stunde war, vor ihn geführt zu werden, da er ein wichtiges Geheimniß zu entdecken habe. Das machte große Schwierigkeiten, als aber der Jüngling doch zum Ziel gelangt war, trug er dem König Alles offen und ohne Scheu vor und erbot ſich, mit ſeinem Leben dafür zu haften, daß er die Wahrheit rede.

Anfänglich zweifelte der König, als Fortunatus ihm aber den Namen des Pater Anſelm nannte, ward er ſehr ernſt, denn das war ſein Beichtvater, gegen den er ſchon ſeit einiger Zeit nicht ohne Argwohn war. Die Verhafteten bekannten auch gar bald ein ſchändliches Complott, welches der ſchlaue Prieſter gegen das Leben des Königs angeſponnen hatte, um die Krone auf ein anderes Haupt

zu bringen; — und da hiermit Fortunats Aussage bestätigt wurde, so erkannte der König diesen als seinen Lebensretter. Zum Dank nahm er ihn sogleich an seinen Hof, wo er immer um die Person des Königs sein mußte, der ihn täglich lieber gewann und großes Vertrauen zu ihm hatte. Er ließ ihn in allen Wissenschaften und ritterlichen Uebungen unterweisen, und Fortunatus ward allgemein als des Königs Liebling in Ehren gehalten. Bei dem näheren Zusammenleben mit der Prinzessin Madeleine konnte es nicht fehlen, daß Fortunatus den Ring bemerkte, den diese nun wieder an ihrer Hand trug. Er freute sich unbefangen darüber, daß es doch der gesuchte gewesen sei, obgleich ihm der Graf das Gegentheil versichert hatte. Dadurch kam der Betrug an den Tag, den sich jener gegen die Prinzessin erlaubt hatte, und die schöne Madeleine, so zornig sie auch gegen den Grafen war, wußte sich doch vor Freude kaum zu lassen, daß sie nun von ihrem Versprechen frei war.

So vergingen abermals einige Jahre, als ein schrecklicher Krieg das Land zu verwüsten drohete. Fortunatus begleitete den König ins Feld und focht treulich an seiner Seite. Sein gutes Glück wollte, daß er niemals verwundet ward, so muthig er auch die größte Gefahr aufsuchte; seiner Tapferkeit verdankte der König den guten Ausgang

mehrerer Treffen. Aber die Feinde waren ihm weit überlegen, und das kleine Häuflein des Königs wäre zuletzt doch besiegt worden. Eben waren sie auf dem Feldzuge in Fortunats Heimath gekommen und diesen zog eine unbezwingliche Sehnsucht, seine lieben Eltern wieder zu sehen. In einer Nacht, wo die ermüdeten Soldaten ausruheten, warf er sich auf sein rasches Pferd und flog nach der Gegend hin, wo die Köhlerhütte tief im Walde stand. Da es aber dunkle Nacht war, und sein Pferd oft über die Baumwurzeln strauchelte, stieg er ab, band es an eine Eiche und ging zu Fuß weiter, denn er hatte es an mehreren untrüglichen Merkmalen wahrgenommen, daß er ganz in der Nähe von seiner Eltern Wohnung sei.

Auf einmal stieß er gegen einen Gegenstand, der am Boden lag; er bog sich rasch nieder und fand, daß es ein schlafender Mensch war. Erschreckt auffahrend, verrieth sich dieser durch seine große Aengstlichkeit als einen feindlichen Spion, und Fortunatus band ihm ohne große Mühe Hände und Füße. Jetzt eilte er so sehr er konnte nach seines Vaters Hütte. Das war ein fröhlich Wiederfinden, und die Eltern konnten sich gar nicht satt sehen an ihrem lieben Fortunatus, der so groß und schön geworden war. Als sie den Sohn satt geherzt und geküßt hatten, sagte dieser zu seinem Vater:

„Ich habe da im Walde einen Mann gefunden, der sicherlich ein Spion ist; kannst Du mir helfen ihn hierher schaffen?“

„Ei dazu bin ich noch kräftig genug,“ lachte Ulrich, nahm seinen Schürbaum und folgte dem Sohne. So brachten sie den Gebundenen nach dem Köhlerhäuschen, und als sie bei dem brennenden Kohlenmeiler vorbei kamen, meinte dieser, er solle in die Glut hineingeworfen werden. Da bekannte er doch lieber, um sein Leben zu retten, wie er ausgeschickt sei, um einem Verräther unter dem Heere des Königs einen Brief zu bringen. Fortunatus erfuhr aus diesem Schreiben, das der Spion im Futter seines Rockes trug, die Nähe des Feindes und manche Nachricht über dessen Streitkräfte, die er wohl benutzen konnte. Er schied also wieder von seinen Eltern, um dem König einen neuen großen Dienst zu leisten, und wirklich siegte dieser nun über seine Feinde, deren Schlachtplan er durch den aufgefangenen Brief erfahren hatte.

Mitten auf dem Schlachtfelde umarmte der glückliche König unsern Fortunatus und sagte: „Du hast mir schon einmal das Leben gerettet, nun hast Du mir auch mein Land erhalten; dafür sollst Du nach mir den Thron besteigen, und ich will Dir die Hand meiner Tochter Madeleine geben!“

Bald darauf wurde Fortunatus auch wirklich mit der

ſchönen Prinzeſſin vermählt, und der Köhler mit ſeinem Weibe wurden zur Hochzeit ihres Sohnes an den Hof des Königs geholt. Die waren ganz ſtumm und gerührt vom Glück ihres Kindes; der gute Sohn aber ſchämte ſich ſeiner armen, einfachen Eltern nicht, ſondern hielt ſie werth und in Ehren, und ſie wohnten bei ihm im königlichen Palaſte, ſo lange ſie lebten.

Nun gab es aber auf der weiten Welt kaum ein Paar ſo glückliche Menſchen, als Fortunatus und ſeine holde Gemahlin, die ſchön wie eine Fee und vom ſanfteſten Herzen war. Der Palaſt, den ſie bewohnten, war von Alabaſter aufgebaut, und das Geräth darin von edlem Gold oder Karfunkel.

Es ſtand mitten in einem prächtigen Garten, auf deſſen Bäumen die edelſten Singvögel wohnten; denn der König Fortunatus liebte die Vögel noch immer, wie in den Tagen, wo er ein armer, fröhlicher Köhlerburſch geweſen war. Schöner konnte es ſelbſt im Paradieſe nicht geweſen ſein, als es im königlichen Palaſte war, darin den ganzen Winter hindurch die ſchönſten Blumen blüheten. Da gab es hohe Springbrunnen, die mit wohlriechendem Waſſer ſpielten und im Sommer eine ſüße Kühlung hervorbrachten; und am Abende brannten durch den ganzen Palaſt bunte Lampen, wohl viele Hunderte.

Eines Tages erzählte Fortunatus ſeiner ſchönen Ge-

mahlin von seiner Jugend und auf welch' wunderbare Weise er an den Hof des Königs gekommen war. „Es ist doch räthselhaft," sagte er, „daß ich seitdem vergebens die ganze Stadt nach dem kleinen Häuschen durchsucht habe, in das ich damals das alte Mütterchen gehen sah, die meine Taufpathe gewesen war. Nun weiß ich die gute Alte nicht aufzufinden, und ich hätte sie doch so gern gefragt, woran sie mich denn nach so langen Jahren wiedererkannt habe, da sie mich doch nur als ein Kind von wenig Wochen gesehen haben will."

Röse, des Königs Mutter, die eben auch zugegen war, besann sich nun plötzlich, daß die alte Frau wie mit einem goldenen Schein umgeben gewesen wäre, als sie das Kind über den Taufstein gehalten habe; als das die Prinzessin hörte, sagte sie freudig: „Ach, das ist gewiß eine gute Fee gewesen, und von ihr mag wohl all' das Glück kommen, das mein lieber Fortunat hat." Dabei strich sie mit ihrer zarten Hand über die dunklen Haare des Königs. Mit einem Male sah sie dazwischen etwas glänzen, und wie sie sich nahe darauf hin bog, fand sie ein feines Haar von Gold unter den natürlichen schwarzen. — Darüber verwunderten sich alle Drei und wußten nicht, wie sie sich die Sache erklären sollten.

Endlich beriefen ſie einen weiſen Mann, der im Lande lebte, und fragten ihn, was er wohl dazu denke? „Dies goldene Haar," antwortete er mit großem Ernſt, „muß das Geſchenk irgend einer mächtigen Fee ſein, und es macht denjenigen, der es trägt, zum glücklichſten Menſchen. Aber alles Glück, ſo daran geknüpft iſt, ſchwindet mit einem Male, wenn das Haar ausfällt, und davor möge ſich der König wohl hüten!"

Von Stund an ward das Königs-Paar unruhig, beſonders die ſchöne Madeleine wachte ängſtlich darüber, daß nur das goldene Haar nicht ausfallen möge. Es erregte ihre Beſorgniß, wenn Fortunatus ſich im ſcharfen Ritt erhitzte, und daher mußte er ihr verſprechen, nie wieder ein Pferd zu beſteigen, obgleich es ſein größtes Vergnügen war, täglich eine Stunde in den grünen Wald zu reiten. Abends ging er gern mit entblößtem Haupt durch den Garten, und ließ die kühle Luft durch ſeine vollen Haare ſpielen; aber ſeine Gemahlin fürchtete, er könne dabei das goldene Haar verlieren, und ſtickte ihm mit eigener Hand eine koſtbare Mütze, die er nie ablegen durfte.

O wie war es nun mit einem Male um alle ruhige Sicherheit geſchehen! Der König hatte nicht mehr die frohe Zuverſicht zu ſeinem Glück, ſeit er wußte, daß es nur

an einem dünnen Haare hing. Nun schienen ihm die Vögel nicht mehr so schön zu singen, als vordem; in dem Marmorpalaste ward es ihm trotz der kühlenden Springbrunnen drückend heiß, und die hohen Gemächer schienen ihm eng und niedrig. Er hatte an nichts mehr eine rechte Freude, weder an seiner Macht, noch an seinen Reichthümern und Schätzen, und selbst seine holdselige Gemahlin konnte nicht immer den Trübsinn zerstreuen, der ihn oft befiel. Der erste Blick der Königin aber an jedem Morgen des Tages war nach dem verhängnißvollen Haar gerichtet, und obgleich sie und ihr Gemahl die glücklichsten Menschen auf der Welt hätten sein können, so hatten sie doch jetzt eine Sorge, die ihnen den ruhigen Genuß ihres Glückes störte und verkümmerte. Diese verließ sie auch nicht mehr, so lange sie lebten, und als der König endlich im hohen Alter starb, befahl er, daß über den Eingang des Palastes die Worte gesetzt werden sollten:

„Es hat ni künec noch künegin,
Die ane sorge wochten sin."

(„Es hat nie König noch Königin gegeben,
Die ohne Sorge konnten leben.")

# Der kleine graue Mann.

Die kleine Gertrud konnte sich auf der Welt nichts Hübscheres denken, als wenn sie einmal ihre Tante im Harz besuchen dürfte, die ihr jedes Jahr die wunderzierlichsten Spielsachen und Geschenke schickte. Nun sollte ihr dieser Wunsch endlich erfüllt werden, denn die Tante, welche den Sommer in Berlin bei ihrer Schwester zugebracht hatte, erbat sich bei ihrer Abreise die kleine Nichte auf einige Zeit als Besuch und nahm sie mit sich auf ihr Gut, das im Harz lag, von dem Gertrud sich schon eine Menge wunderbarer Mährchen und Sagen hatte erzählen lassen. Die frohe Erwartung all' des Neuen, was sie nun sehen und erleben würde, tröstete Gertrud über die Trennung von der lieben Mutter, und sie konnte es kaum erwarten, den Reisewagen zu verlassen, um im grünen, frischen Walde herumspringen zu dürfen.

Das Schloß lag ganz einsam und düster zwischen uralten Bäumen, und Gertrud, die an die belebten und volkreichen Straßen der Hauptstadt gewöhnt war, konnte sich

eines kleinen Schauers nicht erwehren, als ſie unter dem hohen Portal ihres nunmehrigen Wohnortes hielt. — Aber drinnen empfing ſie ein freundliches Zimmer, und als die Spiritusflamme unter dem glänzenden Theekeſſel brannte, die große Lampe überall Licht verbreitete, überwand ſie leicht die erſte Bangigkeit. Am andern Morgen, als Gertrud die Ermüdung von der Reiſe völlig verſchlafen hatte, nahm die Tante ſie an der Hand, öffnete eine Tapetenthür und führte ſie in ein kleines, aber reizendes Zimmerchen, an deſſen Schwelle das Mädchen freudig überraſcht ſtehen blieb. Denn da war ja Alles, was einem Mädchen ihres Alters nur Freude machen konnte; ein kleines Sopha mit buntem Damaſt überzogen, zwei Lehnſtühle von Rohr, mit hohen durchbrochenen Rücklehnen, ein hübſches Klapptiſchchen, ein Spind, und am Fenſter gar eine friſche grüne Laube von Epheu, unter der — ein kleines Wunder der Schönheit — ein zierlicher Nipptiſch ſtand, bedeckt mit den ausgeſuchteſten Niedlichkeiten von Porzellan, Elfenbein, Glas und Holz. — Gertrud flog mehr als ſie ging an dies reizende Plätzchen, und ihre freudeſtrahlenden Blicke hafteten bald auf einem wunderzierlichen Spinnrädchen von weißem Elfenbein, auf deſſen kleiner Spule ſchon einige Fädchen geſponnen waren, ſo fein, ſo zart, als habe das

Händchen einer Elfe sie aus den ziehenden Sommerfäden gesponnen. Da lag ein Fisch, eben groß genug, um Gertrud als Nadelbüchschen dienen zu können, und doch fielen aus seinem geöffneten Munde eine Menge Hasen und Rehe, ein ganzer Tannenwald, ja selbst Hunde und eine ganze Jägergesellschaft, die sich alle auf der Tischplatte aufstellen und mit sich spielen ließen. Die Porzellanpüppchen waren allerliebst; hier ein Topfstricker mit Mausefallen, dort Fanny Elsler in ihrer schönsten Tänzerstellung; da ein Affe, der sich im Spiegel betrachtete und sein häßliches Gesicht ganz vergnügt anlachte; dort lag gar Schneewittchen in ihrem gläsernen Sarge, und gegenüber schlief Dornröschen, die Spindel, mit der sie sich gestochen hatte, noch in der Hand, ihr ganzer Hofstaat um sie her, bis zum Küchenjungen herab, wie es im Mährchen steht. —

Nun könnt Ihr Euch wohl denken, welch' eine Freude Gertrud hatte, und wie innig dankbar sie ihre liebe Tante herzte und küßte, als diese ihr sagte: „Sieh', mein Kind, dies Alles ist Dein! Ich schenke Dir diese Stube, sammt Allem, was darin ist; hier kannst Du spielen, so oft Du willst, und Niemand soll Dich dabei stören. Aber Eins bedinge ich mir: daß Du jeden Morgen Dein Zimmerchen recht sauber aufräumst und es immer in der besten Ord-

nung hältſt; denn mir iſt nichts widerlicher an einem Mädchen, als die Nachläſſigkeit, ihre Sachen bunt unter zu werfen, dort den Hut, hier die Handſchuhe und das Taſchentuch, da wieder das Strickzeug oder ein Buch liegen zu laſſen, und ſich ſo immer mehr an die Unordnung zu gewöhnen." —

Gertrud verſprach der gütigen Tante mit Hand und Mund, dieſen Fehler, — von dem ſie ſich durchaus nicht freiſprechen konnte, — gewiß abzulegen, und ihr liebes, ſchönes Zimmerchen immer ſo ſauber und wohlgeordnet zu erhalten, daß ſie zufrieden mit ihr ſein ſolle. Und nun hieß die Tante ſie noch den Schub des Nipptiſches aufziehen, weil der auch nicht leer ſei. Aber das war eine neue, ſchöne Ueberraſchung! Da lagen in verſchiedenen Fächern vertheilt hier Knackmandeln, dort Traubenroſinen, franzöſiſche Pflaumen, Datteln, Chokoladenplätzchen, Bonbons, Morſellen und Thorner Pfefferkuchen; — Gertrud hatte kaum dieſe ſüßen Dinge alle überſchaut, als die Tante ihr eine ganze Kiſte voll Küchengeräth aus blankem Meſſing zeigte, Kaſſerolen, Pfannen, Reibeiſen, Mörſer, ja ſelbſt die Tortenform fehlte nicht. Und in der Ecke des Zimmers ſtand ein allerliebſter kleiner Kochofen von Blech, worein all' die kleinen Töpfchen und Pfannen paßten, und

eine kleine Spirituslampe war darunter angebracht, um die Speiſen wirklich zu kochen. — Ich wollte, ich könnte Euch, meine freundlichen kleinen Leſerinnen, all' dieſe hübſchen Sachen zeigen, die ſo klein und zierlich waren, daß ſie in eine Feenwirthſchaft gepaßt hätten, — ja ich wollte, ich könnte der artigſten von Euch die ganze niedliche Einrichtung ſchenken; und ſicherlich beneidet manche von Euch die allzuglückliche Gertrud, die ſo viel Schönes auf einmal bekommt; aber hört nur weiter, was ich Euch zu erzählen habe.

Gertrud vergaß die erſten Tage faſt ganz und gar zu eſſen und zu trinken, ja ſie wäre lieber auch nicht ſchlafen gegangen, um ſich nur von ihrem lieben Stübchen nicht trennen zu dürfen. Sie ſtäubte die Nippſachen alle Augenblicke mit einem kleinen Wedel von Pfauenfedern ab; eben ſo duldete ſie kein Stäubchen auf dem blankpolirten Tiſch und Spind; in letzteres legte ſie ganz ſauber und ordentlich ihre Wäſche, Kragen und Handſchuhe, denn obgleich ſie bei der Tante ſchlief, ſo hatte ſie doch alle ihre Sachen in ihrem eigenen Zimmer. Es gab nun kein glücklicheres Kind als unſere Gertrud, und als am folgenden Tage einige Mädchen ihres Alters aus der Nachbarſchaft zum Beſuch kamen, wurde ſie nicht müde, ihnen die präch-

tigen Geſchenke der Tante zu zeigen. Nun wurde gekocht und gebacken, Zucker geſtoßen, Chokolade gerieben, Mandeln geſchnitten, kurz ein vollſtändiges Feſtmahl zubereitet, und als die kleinen Gäſte fort waren, war Gertrud ganz müde von all' dem Treiben, ja zumeiſt von der Freude. „Ich will morgen das Küchengeräth rein waſchen und wieder blankputzen," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „heut' iſt es ſchon zu ſpät, und ich bin zu müde." Und ſie ging zur Tante, der ſie voll Freude erzählte, wie ſchön ihr der Tag vergangen ſei.

Am andern Morgen ſagte die Tante: „Wenn Du Dein Zimmer in Ordnung haſt, Gertrud, ſo will ich Dir das Fruchthaus zeigen; ich glaube, trotz der ſpäten Jahreszeit werden wir noch Erdbeeren und anderes Obſt darin finden." Wie hätte bei dieſer Ausſicht Gertrud daran denken mögen, daß ſie ſich ja vorgenommen hatte, gleich am andern Morgen ihr Spielzeug zu putzen, was noch wild unter einander lag. „Ich kann das ja ſpäter Alles noch recht gut machen," beruhigte ſie ſich und ging mit der Tante in das Treibhaus, wo ſie wirklich köſtliche Erdbeeren, ja ſogar noch Kirſchen fand und darüber alles Andere in der Welt vergaß. Nachmittags fuhr ſie mit der Tante ſpazieren, und da die Dunkelheit in den düſtern Novem-

bertagen früh eintritt, hätte Gertrud sich ein Licht anzünden müssen, um noch in ihrem Stübchen aufräumen zu können. Dann aber hätte sie ja der Tante gestehen müssen, daß sie dies gestern Abend versäumt und heut' den ganzen Tag nicht daran gedacht hätte, — was würde die Tante dazu gesagt haben, da sie erst vor zwei Tagen so bestimmt erklärt hatte, wie sehr sie jede Unordnung hasse und verabscheue!

„Nun, morgen will ich das Versäumte schon wieder gut machen," dachte Gertrud, als sie zu Bette ging, und wirklich war es auch ihr erstes Geschäft, als sie aufgestanden war, ihr Stübchen in Ordnung zu bringen. Sie fing sogleich mit dem Kochgeschirr an, aber o weh! das war keine leichte Arbeit. Die Süßigkeiten und der Saft des Obstes hatten ganz schwarze Flecken auf dem blanken Geschirr angesetzt, und Gertrud mochte putzen, so viel sie wollte, sie verschwanden nicht gänzlich. Fast den ganzen Morgen brachte sie damit zu, die Folgen ihrer Nachlässigkeit zu vertilgen; denn hätte sie am Abende, wo sie das blecherne Geschirr benutzt hatte, dasselbe sogleich abgewischt und aufgehoben, so würden die häßlichen Flecken nicht darauf gekommen sein. Indeß war es Mittag geworden, und Gertrud behielt kaum noch die nöthige Zeit, um sich rasch an-

zukleiden, denn die Tante, die in allen Dingen die pünktlichſte Ordnung liebte, ließ mit dem zwölften Glockenſchlage das Eſſen anrichten. „Den Nipptiſch will ich ſchon ſpäter noch abwiſchen," ſagte Gertrud zu ſich ſelbſt und warf in der Eil' ihre Strümpfe, die ſie eben gewechſelt hatte, an die Erde, ſchob Kamm und Bürſte, Seife und Nadeln bunt durch einander in den Spiegelſchub, ohne die Haare aus jenem zu ziehen und die naſſe Seife in Papier zu ſchlagen, und eilte in das Zimmer der Tante. Sie kam aber doch ſchon zu ſpät, und die Tante verwies ihr dies mit einigen wenigen, aber ſehr ernſten Worten. Gertrud zitterte und zagte vor dem Gedanken, daß ſie einmal ernſtlich mit ihr zürnen könne, denn ſo beſtimmt und ernſt hatte ſie noch niemals einen Menſchen geſehen. „O weh! o weh! wenn die Tante jetzt in meine Stube käme!" dachte Gertrud, und es ſchmeckte ihr faſt kein Biſſen, obgleich es eine ſehr gute Mehlſpeiſe gab, die ſonſt zu ihren Lieblingsgerichten gehörte.

„Da Du den ganzen Morgen über ſo fleißig in Deinem Stübchen aufgeräumt haſt, daß Du darüber faſt ganz und gar das Mittagsbrod verſäumteſt," ſagte die Tante nach Tiſch wieder freundlicher, „ſo kannſt Du mir jetzt ein wenig vorleſen; ich habe da ein neues Buch voll hübſcher

Mährchen für Dich bringen lassen." Gertrud wagte nicht zu gestehen, daß sie keineswegs mit dem Aufräumen ihrer Stube fertig sei; und überdem reizte sie auch die Neugierde zu wissen, was in dem Buche wohl stehen möge. Sie setzte sich also neben die Tante und las mehrere Stunden lang allerlei Mährchen, worin Kobolde, Feen, Riesen, Zauberer und Zwerge vorkamen. Als sie darauf gegen Abend in ihre Stube ging, um das zu thun, wozu ihr am Morgen keine Zeit mehr geblieben war, mußte sie immer an diese Dinge denken, und sie fing an, sich ein wenig zu fürchten. Sie nahm daher den Pfauenwedel und stiebte die hübschen Nippsachen nur ganz flüchtig ab, ohne sie von ihrem Platze zu nehmen, was doch nöthig gewesen wäre, da sie schon mehrere Tage nicht gesäubert worden waren. Da huschte plötzlich eine kleine häßliche Gestalt, ein Männchen in graues Mäusefell gekleidet, von ganz verwildertem Aussehen, aus einer Ecke des Tisches hervor, lief rasch über die mit so viel Niedlichkeiten bedeckte Platte und warf die schönen Sachen unter einander, wobei einer hübschen Gärtnerin die kleine, winzige Rose zerbrach, die sie in der Hand trug. Gertrud wollte um Hülfe rufen, aber ein Blick auf die Unordnung, in der ihr Zimmer noch war, erinnerte sie an den Zorn der Tante, und sie ver-

ſuchte ſich ſelbſt Muth einzuſprechen, indem ſie dachte: „ei, was wird es denn Anderes geweſen ſein, als ein wirkliches Mäuschen, das, von den vielen Zuckerſachen in meinem Schube angelockt, über den Tiſch gelaufen iſt; und da ich heut' von ſo viel wunderlichen Dingen geleſen habe, bilde ich mir gleich ein, es ſei ein kleiner Gnom oder Puck." — Wie ſehr ſich Gertrud aber auch zuſammennahm, die Hände zitterten ihr doch, und ſie war froh, als endlich Alles in Ordnung war und ſie das Zimmer wieder verlaſſen konnte. Eben da ſie die Thür öffnete, bemerkte ſie noch die Strümpfe am Boden liegen, wohin ſie dieſelben am Morgen geworfen hatte. Verdrießlich kehrte ſie noch einmal um und griff darnach, aber welch' ein Graus! — da hatte ſich ja das abſcheuliche, graue Männchen hineingeſteckt und lachte hell auf. — Das Haar hing ihm wild über die Stirn, die dürren Hände ſahen ſchmutzig aus, und der Rock, wie ſich Gertrud jetzt genau überzeugen konnte, war wirklich von Mäuſefell, aber zerriſſen und mit Staub und Federn bedeckt.

Mit einer Geberde des Abſcheus warf Gertrud den Strumpf auf die Erde und trat mit dem Fuße darauf, wie man wohl zu thun pflegt, wenn man ein häßliches Gewürm zu tödten verſucht. Aber der kleine Graue ent-

deckte ein Loch im Strumpfe, dahindurch huschte er geschwind, und obgleich er sofort verschwand, hörte ihn Gertrud doch ganz deutlich mit einer feinen, dünnen Stimme singen:

„Wo ich einmal bin im Haus,
Treibt man nicht so leicht mich aus,
Bald im Wäsch-, im Speiseschrein —
Ueberall nist' ich mich ein,
Und verzehre voller Gier
Freud' und Glück und Wohlstand Dir!" —

Weinend vor Angst und Entsetzen verließ Gertrud eilig das Zimmer, das ihr nun völlig verleidet war durch den häßlichen Kobold, der darin spukte. Sie konnte sich nicht mehr freuen über die kleinen hübschen Möbel, noch über die schönen Nipp- und Spielsachen; denn mußte sie nicht jeden Augenblick fürchten, das häßliche graue Männchen aus einem Winkel hervorschlüpfen zu sehen? —

Die Tante hatte eben Besuch bekommen, und so konnte Gertrud ihr geängstetes Herz nicht vor ihr ausschütten; auch wußte sie nicht recht, wie sie ihr die Sache erzählen solle, ohne eingestehen zu müssen, daß sie ihr Versprechen, jeden Morgen die Stube sorgsam aufzuräumen, so schlecht gehalten habe. Unter diesen Bedenklichkeiten vergingen fast zwei Tage, in denen sich Gertrud nicht entschließen konnte,

die Stube wieder zu betreten. Mit ihrer ganzen Freude war es auf einmal vorbei, und nun fragte noch obenein die Tante, wie es denn komme, daß ſie gar nicht mehr ſpiele, da ſie doch noch vor einigen Tagen ſo glücklich über ihr Stübchen und deſſen Inhalt geweſen ſei? —

Gertrud faßte ſich alſo ein Herz und fing an, ſich wieder heimiſch in ihrem Eigenthum zu machen; ſie ſah auch wohl darauf, daß äußerlich Alles in der beſten Ordnung war, damit die Tante, die ſie auch mehrmals beſuchte, keine Urſache zur Unzufriedenheit fände. Freilich ſtand es nicht eben ſo gut in dem Spind, und da ſich Gertrud aus Furcht vor dem Männchen im Mäuſefellröckchen nicht mehr in ihrer Stube anzog, ſondern im Schlafgemach der Tante, ließ ſie Kämme, Bürſten und Seife nach wie vor ruhig im Spiegelſchub in der allerwildeſten Unordnung liegen. Eines Tages wollte ſie einige Näſchereien aus dem Schubfach nehmen, welches die Tante, wie wir wiſſen, mit ſo viel ſüßen Dingen angefüllt hatte; aber wie erſchrak Gertrud, als ſie alle Bonbonpapiere leer, von den Traubenroſinen nur die Stiele, von den Knackmandeln nur noch die Schalen, und die Früchte von Marzipan angenagt fand; — „o wer hat mir das gethan!“ ſagte ſie traurig, „es iſt ja Niemand in dieſe Stube gekommen,

denn ich habe den Schlüſſel dazu ſtets in der Taſche getragen.“

Sie klagte endlich der alten Haushälterin ihre Noth. Frau Brigitte war eine gute alte Frau und nahm viel Theil an des Mädchens Betrübniß; ſie machte ein gewaltig ernſthaftes Geſicht, als Gertrud ihr von dem grauen Männchen erzählte, und ſagte endlich: „Wenn ich nicht wüßte, daß Sie der Tante ſo feſt verſprochen hätten, immer wohl auf Ordnung zu halten, ſo würde ich denken, es ſei ein Wichtelmännchen in Ihre Stube gekommen.“

„Was iſt denn ein Wichtelmännchen?“ fragte Gertrud ängſtlich.

„Nun, das ſind kleine häßliche Erdgeiſter, die ſich überall einniſten, wo es Nachläſſigkeiten giebt. Läßt eine Hausfrau den Speiſeſchrank offen, ſo naſchen ſie ihr von der Sahne, benagen den Speck, ſchmauſen von der Butter, und richten, ſo klein ſie auch ſind, doch den größten Schaden in der Wirthſchaft an. Bekümmert ſich ein Landmann nicht recht um den Schüttboden und die Schirrkammer, gleich ſind die Wichtelmännchen da, ſchleppen die Körner fort und zernagen das Riemenzeug am Ackergeräth. Es iſt erwieſen, daß die kleinen grauen Erdmännchen ſchon den Wohlſtand eines ganzen Hauſes vernichtet haben.

Darum wollen wir nur gleich nachſehen, daß ſich nicht ein ſolch' ſchlimmer Gaſt in Ihr Stübchen geſchlichen hat, wenn ich auch gleich nicht begreifen kann, wie er da hinein gekommen ſein ſollte, denn es iſt gewiß Alles ordentlich und ſauber darin." —

Damit folgte ſie Gertrud in deren Stübchen, wo es aber jetzt viel weniger traulich und freundlich ausſah, als an dem Tage, wo Gertrud daſſelbe in Beſitz nahm. Da ſie aus Furcht nur ſelten und ungern darin verweilte, hatte ſie ſich nicht darum gekümmert, dem Epheu friſches Waſſer zu geben, oder ihn vom Staube zu ſäubern; nun ſtand er trocken und hing traurig die Blätter. Der kleine Ofen ſtand ganz unbeachtet im Winkel, denn Gertrud hatte das hübſche Kochgeſchirr feſt eingepackt, damit die Tante die garſtigen ſchwarzen Flecken darauf nicht bemerken ſolle; kurz, man ſah es der Stube an, daß Niemand ſie bewohne und ſich wohl darin befinde. Frau Brigitte bemerkte dies mit leiſem Kopfſchütteln; eben ſo entging es ihrem ſcharfen Auge nicht, daß der Nipptiſch zwar vom Staube rein erhalten war, die Sachen aber nicht mehr in rechter Ordnung darauf ſtanden, und mehrere davon ſchon zerbrochen und beſchädigt waren. Denn in der Eil', womit Gertrud ihre auferlegte Pflicht erfüllte, warf ſie bald

dies, bald jenes an den Boden. Vergeblich aber durchſuchte Frau Brigitte jeden Winkel, ſah in das Spind, ja ſelbſt unter die Kiſſen des Sopha's, — ſie fand aber nur ein wenig Staub und keine Spur von dem kleinen Kobolde.

„Nun," meinte die gute alte Frau, „ich denke, Sie ſind dies Mal noch ſo mit dem Schreck davon gekommen; laſſen Sie ſich den Verluſt Ihrer Näſchereien nicht zu leid ſein, denn ich will Ihnen nicht gern Unrecht thun, aber es mag doch wohl hier nicht immer die rechte Ordnung geherrſcht haben. Sie dürfen ſich aber nun nicht mehr fürchten vor dem grauen, unwillkommenen Gaſte, denn wenn die Wichtelmännchen einmal einen Ort verlaſſen haben, kehren ſie nie wieder dahin zurück, und ich wüßte doch wahrlich nicht, wo ſie ſich hier noch verſteckt halten ſollten." Dabei legte Frau Brigitte ihre Hand an den Knopf des Spiegelſchubes, den allein ſie noch nicht durchſucht hatte. Da erinnerte ſich Gertrud plötzlich, daß ſie ja da hinein ihre Haarbürſte, den Kamm und die Waſchſeife geworfen hatte, was Alles gewiß in der größten Unordnung unter einander lag; auch hatte ſie nicht einmal die Haare aus dem Kamm gezogen. Sie ſchämte ſich vor Frau Brigitte dieſer Nachläſſigkeit und ſagte daher ſchnell: „Nein, darin dürfen Sie nicht ſuchen, meine gute Frau Brigitte;

der Schub iſt ganz leer, ich habe ihn vor ein Paar Augenblicken erſt herausgezogen."

„Nun, mein Töchterchen, dann können Sie ganz außer Sorgen ſein, das graue Männchen wird Sie jetzt nicht mehr erſchrecken." Eben ſchlug die Stunde, wo die Tante den Thee zu trinken pflegte, und ſo begab ſich Gertrud mit Frau Brigitte in das Wohnzimmer. Sie hatte nun keine Furcht mehr und ſpielte am andern Tage wieder ruhig in ihrem Stübchen; ſie war auch hinlänglich gewarnt, um ſich keine neue Unordnung zu Schulden kommen zu laſſen, nur an den Spiegelſchub dachte ſie nicht weiter, und fiel es ihr ja einmal ein, daß ſie dort noch etwas aufzuräumen hätte, ſo tröſtete ſie ſich damit: „Ei, dahin ſieht ja doch Niemand!"

Eines Tages, wo ſie wieder allein war, brauchte ſie ihr kleines Taſchenmeſſer, um einen Apfel zu zerſchneiden; ſie ſuchte es überall, bis ihr endlich einfiel, daß ſie es an jenem Morgen, wo ſie ſich ſo raſch hatte anziehen müſſen, mit in den Spiegelſchub geworfen habe. Nun lief ſie geſchwind hin und zog ihn auf, — huſch! — ſprang der häßliche, graue Zwerg aus all' dem Wuſt heraus auf ihre Hand und lief an ihrem Arm herauf, — immer näher und näher kam ihr die kleine widerliche Geſtalt: da packte

Furcht und Entsetzen die arme Kleine, und sie fiel besinnungslos zu Boden.

Als sie die Augen wieder mit vollem Bewußtsein aufschlug, lag Gertrud in ihrem Bett, neben dem die Tante saß und ihren Puls prüfte. „Gott sei Dank! sie schlägt die Augen auf!" rief freudig die Tante, „das ist nach fünf schrecklichen Tagen der erste Strahl der Hoffnung."

„Hat mir denn geträumt?" fragte Gertrud mit schwacher Stimme, „ich bin in meiner Stube umgesunken, weil das häßliche, graue Männchen mir am Arm herauf lief — und" —

„Sei still, liebes Kind," beruhigte sie die Tante, „dieser Traum hat Dich lange genug geängstet. Du bist wahrscheinlich über eine Apfelschale gefallen, die am Boden lag, hast Dich dabei an Deinem Nipptisch festhalten wollen, ihn mit Dir darnieder gerissen, und Dir den Kopf dabei schwer verletzt. All' Deine zierlichen Sächelchen sind dabei zerbrochen; aber was liegt daran, wenn Du nur wieder gesund bist! — Auch ist indeß Jemand gekommen, den Du recht lieb hast, — und der sich gar sehr um Dich gehärmt hat." —

„Meine Mutter?" fragte Gertrud in zweifelnder Freude. Da legten sich ein Paar weiche Hände um ihre Stirn,

und die Mutter küßte sie weinend. „Ach, Herzens-Mütterchen," flüsterte Gertrud ihr zu, „laß uns nur bald heimreisen, ich habe hier im Harz etwas recht Schlimmes erfahren; — aber doch nein, etwas Gutes: Du wirst nun nicht mehr schelten dürfen, daß ich ein unordentliches Mädchen sei, denke nur" —

„Ein ander Mal, ein ander Mal magst Du mir davon erzählen, meine Tochter," sagte die Mutter lächelnd, die Tante hat mir schon gesagt, welch' böser Traum Dich oft geängstet hat; aber es soll mich sehr glücklich machen, wenn er dazu diente, Dir auf immer jede Unordnung zu verleiden."

Gertrud wollte der Mutter versichern, daß es kein Traum gewesen sei; da aber weder diese, noch die Tante ihr glaubten, daß sie die Geschichte mit dem grauen Männchen im Röckchen von Mäusefell wirklich erlebt habe, hat sie mir aufgetragen, ich solle sie recht vielen ihrer kleinen Schwestern erzählen, die auch gern hübsche Nipp- und Spielsachen haben, damit sie doch ja recht ordentlich wären, weil ihnen sonst auch einmal ein kleines graues Wichtelmännchen erscheinen, ihre Spielsachen verderben und ihre kleinen Näschereien wegschmausen könne. —

Druck von Hirschfeld in Leipzig.

Abſchied von der Heimath.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

# Der kleine Savoyarde.

Eine

## Erzählung für die Jugend

von

**Roſalie Koch.**

Mit vier Bildern von Ludwig Löffler.

M 1914 1955

**Breslau,**
Verlag von Eduard Trewendt.

## Erſtes Kapitel.

### Die verunglückten Reiſenden.

In Chamouny, einem der reizendſten Gebirgsthäler Savoyens, ſtand die kleine, ärmliche Hütte Damkens, der den fremden Reiſenden ſchon ſeit langen Jahren als Führer diente und ſich dadurch ſeinen Unterhalt erwarb. Am Eingange derſelben ſpielte ſein Knabe Paul mit einem kleinen, drolligen Pudel, welcher die einzige Freude, wie der einzige Freund des Knaben zu ſein ſchien. Eben reichte die Stiefmutter dem kleinen Burſchen ſein Butterbrot und ſchalt dabei:

„Laß den Hund ruhig, Junge; er zerreißt Dir noch mit ſeinen ungeſchickten Tatzen die Jacke; auch ſollſt Du ihm nicht immer Dein halbes Vesperbrod geben, denn Du brauchſt des Abends ſelbſt zu viel, ehe Du ſatt wirſt, Du Taugenichts!“

Der Knabe hielt mühſam die Thränen zurück, die der Stiefmutter rauhe Worte ihm in die großen, hellbraunen Augen trieben; dann zog er raſch ſein abgetragenes Jäck-

chen aus, an dem wenig mehr zu verderben war, und meinte nun mit größerem Recht die ungeſtümen Liebkoſungen ſeines Spielgefährten dulden zu können. — Der Wind blies kalt und voll aus Norden; aber der Knabe achtete es kaum und ſchlang ſeine Arme mit kindlicher Zärtlichkeit um den zottigen Hals ſeines Fido. Als er aber drinnen in der Hütte noch immer die keifende Stimme der Stiefmutter hörte, da ward ihm ſo traurig und bang zu Muthe, daß er mit ſeinem treuen Hunde nach dem Kirchhofe ſchlich, wohin ſie im Herbſt ſeine gute Mutter Elſe begraben hatten. Dort jätete er das Unkraut und die Neſſeln von dem Grabe, pflanzte ein Kreuz von grünen Hauswurzeln darauf, und es war ihm ſo wohl und heimathlich an dieſer Stelle, daß es Abend wurde, ehe er wieder zur Hütte zurückkehrte.

Aber ſchon an der Schwelle derſelben bemerkte der Knabe, daß etwas vorgefallen ſein müſſe; denn außer der trüben Lampe brannten mehrere Kienſpäne; man ging haſtig ein und aus in der niederen Wohnſtube, — er hörte eine fremde Stimme, — und Fido ſchlug bellend an. Als Paul endlich hineintrat, da lag auf ſeinem Bettchen, — einem ärmlichen Lager von Stroh, Laub und Decken, — ein ſchlafendes Kind, und ein fremder Mann, der ein blutiges Tuch um die Stirn gebunden hatte, dem Anſchein nach ein Fuhrmann, — denn er trug eine blaue, linnene Blouſe, — ſaß erſchöpft auf der Bank neben dem Kamin.

Pauls Vater holte Stricke, Hacken und eine Leiter herbei, indeß ſeine Frau, mürriſch und neugierig zugleich, ein kleines Maß Milch am Feuer wärmte, — vielleicht zur Nahrung für das fremde ſchlafende Kind.

Paul war unbeachtet näher zu dem Bett getreten, auf dem die Kleine, ein Mädchen von fünf bis ſechs Jahren, lag. Stumm betrachtete er die roſige Schläferin, um deren kleinen Mund ein Zug von Schmerz ſichtbar war; auch hingen noch ein Paar große Thränen an den Wimpern der Augen; das hellblaue Kleidchen, welches ſie trug, war an vielen Stellen zerriſſen und ſchmutzig. Paul ſtand ſchüchtern vor der Schlafenden; er hatte unbewußt die Hände gefaltet, denn er dachte, es wäre eines von den Engelein, wie er ſie im Gebetbuche der ſeligen Mutter abgebildet geſehen hatte; nur viel ſchöner ſchien ihm die Kleine, und es war ihm, als lebe die gute Mutter noch und zeige ihm wie ſonſt, wenn er mit ihr gebetet hatte, eins von den hübſchen Bildern. — So hörte er kaum, wie der Vater zu dem fremden Manne ſprach:

„Ihr müßt nun wieder mit hinausgehen und mir die Stelle zeigen, wo das Unglück geſchah; Rettung iſt wohl kaum noch möglich, doch wollen wir wenigſtens den Leichnam der jungen Frau aufſuchen und ihm eine chriſtliche Ruheſtätte bereiten. Nehmt hier die Laterne, Freund! Ich trage das Werkzeug.“

„Mein ſchönes Fuhrwerk!“ klagte der Fremde; „da liegt es nun zerſchmettert im Abgrunde, und ich läge wohl

dabei, hätte mich nicht ein kühner Sprung aus dem ſtürzenden Wagen gerettet. Und auch das Kind läge drunten bei der Mutter, wäre ſein Kleidchen nicht an einem abgebrochenen Baumſtamme hängen geblieben, wo ich es erreichen und retten konnte. Ach! hätte ich mich doch nicht erweichen laſſen von dem Flehen des Weibes, ſie über das Gebirge zu ſchaffen, in der gefährlichen Zeit, wo der trügeriſche Schnee die Schluchten und Abgründe verdeckt; hätte ich doch nur — "

„Einen ſichern Führer genommen," fiel ihm Vater Damkens verdrießlich in die Rede, „da Ihr des Weges und ſeiner Gefahren unkundig geweſen ſeid und nun eigentlich das Unglück zu verantworten habt. — Doch laßt Eure nutzloſen Klagen jetzt und helft mir die unglückliche Frau aufſuchen, die drunten wohl zerſchmettert auf Fels und Steinen liegt, während ihr armes Kind ahnungslos ſchläft in der fremden Savoyarden-Hütte. Kommt und laßt uns nun Hand ans Werk legen und keine Zeit verſäumen; ſorge Du indeß für das Kind, Aenne," — und damit zog der Savoyarde den ſeufzenden Fuhrmann mit ſich fort, hinaus in die ſtürmiſche Nacht.

„Gott behüt's! Was das für ein Wetter iſt," brummte Aenne; „da geht der Alte wieder hin in die Gefahr, vielleicht in den Tod, um einem fahrläſſigen Fuhrmann ein Paar Räder ſeines Karrens oder gar ein wildfremdes todtes Weibsbild aus dem Abgrunde herauf zu holen. Und wer giebt ihm etwas dafür?"

Indeß bewegte ſich die Kleine, und die Neugier der Sprechenden ward wieder rege. Sie näherte ſich dem Bett und ſchaute in die verwundert aufgeſchlagenen Augen des Mädchens, das ängſtlich fragte:

„Wo iſt meine Mutter hingegangen? und wo bin ich denn?“

„Du liegſt warm genug, und da kocht ſchon Dein Abendbrot am Herde; aber die Mutter kann ich Dir nicht ſchaffen,“ ſagte die Mitleidsloſe.

Da fing die Kleine heftig zu weinen an und rief zu wiederholten Malen: „Ach Mütterchen, warum läßt Du Deine Tony allein unter den fremden Leuten! Wo biſt Du denn hingegangen?“ Das Weib ward gar bald ungeduldig bei des Kindes Schmerz, aber Paul ſtand mitleidig dabei, und ſtill rannen ihm die Thränen über die rothen Backen.

„Deine Mutter iſt nun einmal todt,“ ſagte Aenne unwarmherzig, „und Dein Jammern weckt ſie nicht wieder auf. Sage mir lieber, ob Du einen Vater oder ſonſt einen Verwandten am Leben haſt, wohin Du gebracht werden kannſt, denn hier können wir Dich doch nicht behalten, wir haben ja ohnehin ſolch einen unnützen Tagedieb.“

Aber die Kleine weinte und klagte ſo ſehr um ihre liebe Mutter, daß es ſelbſt der harten Aenne ins Herz ſchnitt und ſie ſich zu dem Mädchen herabbeugte, um ihr die blonden Locken aus dem verweinten Geſichtchen zu

ſtreichen. „Haſt Du keinen Vater, Du armes Kind?“ fragte ſie endlich wieder und drang dem Mädchen ein Stück Brot und eine Schale Milch auf; „wo wolltet Ihr denn hin in dieſer ſpäten Jahreszeit?“

„Nach Paris, ſagte die Mutter,“ antwortete leiſe das Kind, „zum Onkel, mein Vater iſt ſchon lange, lange todt.“

„Wie heißt denn Dein Onkel?“ fragte Aenne wieder, aber Tony wußte es ihr nicht zu ſagen und konnte auf alle weiteren Nachforſchungen keinen andern Beſcheid geben, als daß ſie weit über die Berge hergekommen, weil die Mutter von dem Onkel aus Paris einen Brief bekommen habe, daß ſie ſonſt in einem kleinen Dorfe gewohnt, daß ſie auch manchmal gehungert und die Mutter viel geweint habe.

Endlich mußte Aenne wieder an den Herd, um für Damkens und den Fuhrmann ein Abendbrot zu bereiten; das Mädchen weinte noch ſtill und verbarg dabei ihr roſiges Geſichtchen in den kleinen Händen, indeß Paul noch immer regungslos neben ihr ſtand. Nur ſpärlich war die kleine, von Rauch geſchwärzte Stube durch das Feuer im Kamin beleuchtet; ein zerbrochener Lehnſtuhl von braunem Leder, grob gearbeitete Tiſche und Bänke füllten den beſchränkten Raum derſelben aus, und neben dem Bette Pauls lag eine grobe Binſendecke, worauf der treue Hund neben ſeinem kleinen Herrn ſchlief. Ueberall ſah man die Spuren der größten Armuth und Unſauberkeit; Spinnen umzogen mit ihrem Gewebe das trübe Glas der kleinen Fenſterſcheiben, und nur über dem Lager des

Knaben hing in kleinem, buntem Rahmen ein Muttergottesbildchen, der einzige Schmuck der niederen Wände. Dies kleine, ſchlechte Bildchen war das Erbſtück Pauls von ſeiner Mutter; vor demſelben hatte ſie ſtets ihr Morgen- und Abendgebet verrichtet und den erlöſchenden Blick noch darauf hin gewendet, als der Tod ihr nahe trat. Die neue Mutter, die Alles haßte, was ihren Mann und Stiefſohn an die Verſtorbene erinnerte, deren Güte und Tüchtigkeit ihr ein ſtetes Aergerniß war, hatte das Bildchen wegnehmen wollen, aber dagegen hatte der Vater mit ſo viel Ernſt geſprochen, daß ſie es nicht gewagt hatte, und ſo hing es denn fort und fort über der Schlummerſtätte des verwaiſten Knaben und ward oft ein Troſt des kleinen, betrübten Beters.

Der bunte Rahmen reizte zuerſt die Aufmerkſamkeit Tonys, und als Paul des Mädchens Verlangen nach dem Bilde bemerkte und raſch nach der Wand langte, um es ihr herabzureichen, hefteten ſich die rothgeweinten Augen des Kindes freundlich auf ihn. Er neigte ſich flüſternd und zutraulich zu ihr hin, und Tony ließ ſich von ihm das Bildchen zeigen, ja, ſie lächelte endlich in der leicht vergeſſenden Weiſe der Kindheit über die luſtigen Sprünge des Pudels, mit dem Paul zu Tonys Erheiterung ſpielte. So verging der Abend, und als endlich der Savoyarde und der fremde Fuhrmann von ihrer fruchtloſen Anſtrengung, mehr als den verſtümmelten Leichnam der jungen Reiſenden zu retten, heimkehrten und letzteren in der an-

grenzenden Scheuer niedergelegt hatten, war die arme Waiſe eingeſchlafen. Das Marienbildchen lag neben dem ermüdet hingeſunkenen Köpfchen, und Paul hatte ſich zu den Füßen der lieblichen Schläferin gelegt, wo er noch lange ihre ruhigen Athemzüge bewachte, als die Bewohner der armen Hütte ſchon längſt der Ruhe genoſſen, und auch der Fuhrmann in dem Lehnſtuhl ſeines Wirthes ſchnarchte. Als jedoch Tony im Schlafe leiſe jammerte und nach dem todten Mütterlein rief, nahm er ihr Händchen in die ſeinen und hielt es feſt darin, dann ſank er gleich den Uebrigen in ſanften, tiefen Schlaf.

Die Morgenröthe weckte die Schlafenden; Paul zitterte davor, daß der fremde Mann die liebe Kleine mit ſich fortnehmen und die Hütte verlaſſen würde, denn er wußte, dann würde ihm wieder ſo bange ſein, als damals, wo ſie ſeine liebe Mutter Elſe hinausgetragen hatten; ängſtlich horchte er daher auf die Worte der beiden Männer, die eben den Gegenſtand ſeiner Beſorgniſſe beſprachen.

„Wie ich Euch ſage," ſprach der Fremde, „ich habe nach dem Namen der jungen Frau nicht gefragt. Sie ſchien ſchon weit her gekommen zu ſein, als ſie mit mir unterhandelte, ob ich ſie wohl nach Paris bringen wolle. Sie war eben nicht geſprächig auf der Reiſe und wendete alle ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit dem Kinde zu.'

„Hm!" ſprach kopfſchüttelnd der Savoyarde; „wie ſollen wir da erfahren, wem das arme Kind gehört? Bei der

Todten iſt kein Papier zu finden, nicht einmal ein Trauring mit einem Namenszuge, und nur ein Stück Silbergeld war in ihrer Taſche. Sagt nur, was ſollen wir anfangen mit dem Kinde?"

„Ich weiß es nicht," antwortete rathlos der Fuhrmann; „mit mir kann ich es doch nicht tragen, denn ich muß meinen Weg zu Fuße fortſetzen bis Paris, wo ich einen Bruder habe, den ich um Hilfe bitten will, damit ich mir ein neues Fuhrwerk anſchaffe. Dort will ich ſogleich Anzeige machen bei dem Gericht von dem Unglücksfalle und in öffentlichen Blättern die Verwandten der jungen Frau aufrufen laſſen; aber das Kind weiß ich nicht unterzubringen."

„Ich will zum Pfarrer gehen in das Nachbardorf," ſprach der Savoyarde, „und ihn wegen der Beerdigung der Verunglückten anſprechen, — aber das Kind?"

Aenne fiel im haſtig ins Wort: „Für das Kind können wir nicht ſorgen; haben wir doch ſelbſt kaum Brot genug für uns und den Jungen. Verſucht in der Umgegend Euer Glück damit bei reichen Leuten, wir ſind arm."

„Was da, Aenne!" ſprach heftig der Savoyarde, „der Fuhrmann iſt eine ehrliche Haut und wird gewiß keine Mühe ſparen, des Kindes Anverwandte aufzuſuchen. Inzwiſchen kann das arme Ding bei uns bleiben; erhungern werden wir darum auch nicht. Geht mit Gott, Freund; ich will die Kleine indeß bei mir behalten."

„Wer ſoll denn bei ihr ſein und Acht auf ſie

haben, wenn wir auf der Arbeit ſind?“ eiferte Aenne dagegen; unſer Wintervorrath reicht kaum für uns drei, wer ſoll ſich denn die Koſt für das fremde Kind abdarben?“

„Ich will mit Tony mein Brot und meine Kartoffeln theilen,“ ſprach Paul haſtig; „freilich werde ich da den Fido etwas knapper halten müſſen, aber ich kann auch ein Bischen hungern für das arme, liebe Kind!“

Die Stiefmutter wollte nun ihre Scheltworte gegen den Knaben richten, doch der Vater fiel ihr haſtig in die Rede.

„Schweig, Aenne! mache mir den Kopf nicht warm, ich will nun einmal meinen Willen haben. Das Mädchen bleibt! — Wo ſoll denn auch der arme Wurm hin, und wer ſoll ſich denn des wildfremden Weſens erbarmen?“

Paul hätte vor Freuden dem biedern Vater an den Hals fliegen mögen; der fremde Mann aber ſprach zu Aenne:

„Bedenkt, daß der Anverwandte der todten Frau ein reicher Mann ſein ſoll in Paris, und habe ich ihn nur erſt gefunden, dann wird auch das Mädchen Euch nicht lange mehr zur Laſt fallen, und an einer guten Belohnung für Eure Mildthätigkeit wird es gewiß nicht fehlen.“

Der letzte Grund wirkte; brummend ging Aenne an ihre Arbeit; auch der Fremde ſchickte ſich an, nachdem er ſeine Kopfwunde verbunden und das einfache Frühſtück

ſeines Wirthes getheilt hatte, ſeine Reiſe zu beginnen, und der Savoyarde klopfte den Staub von der abgetragenen Jacke; denn er wollte nach dem Pfarrdorfe mit dem Fuhrmann, um dort ſeine Bitte wegen eines freien Begräbniſſes der unglücklichen Mutter anzubringen.

Mit einer ſeltenen Schonung hielt der Savoyarde die arme kleine Tony von der Leiche ihrer unglücklichen Mutter fern, und als dieſe beim frühen Sinken der Herbſtſonne hinweggetragen wurde in das Grab, das neben dem Hügel von Pauls Mutter für ſie bereitet war, da ging der Knabe mit der lieben Pflegeſchweſter und ſeinem Fido weit hinaus in die herbſtlich gefärbten Haſelbüſche, und als ſie drüben im Kirchhofe die Abendglocke läuteten, da faltete er ſeine Hände, knieete auf dem falben Raſen nieder und betete ein kurzes Gebet, wie es ihm ſeine ſelige Mutter gelehrt hatte; Tony ahmte ihm kindlich nach. Und als die Worte der Unſchuldigen aufſtiegen zu dem Vater und Schützer der Waiſen, da rollten die Erdſchollen drüben auf dem Friedhofe auf den Sarg der Verunglückten, und ſie hatte den Schutz gefunden gegen alle Schmerzen der Welt, in die ihr armes Kind eben jetzt verlaſſen und verwaiſt hinausgeſtoßen war. — Zwar weinte Tony noch oft und härmte ſich noch lange um die Mutter, wollte immer zurück in ihr kleines Haus, in die helle, freundliche Stube, in der ſie mit der Mutter gewohnt, zu ihrer Puppe, ihren Blumen, zu dem kleinen gelben Vöglein, das das einzige lebende Spielzeug des Mädchens geweſen zu ſein ſchien; zwar

fürchtete ſie ſich noch immer vor Aennes mürriſchem Weſen, aber wenn Paul mit ihr ſpielte, ihr ein Häuschen baute aus Steinen und Klötzchen oder ihr erzählte, da war ſie wieder das frohe, unbekümmerte Kind; ſie lachte über die poſſierlichen Sprünge Fidos, und wenn die Stiefmutter die beiden unzertrennlichen Geſpielen ſchalt, da legte ſie ihr weinendes Geſichtchen an Pauls Schulter und tröſtete ihn, indem ſie ihm verſtohlen die Thränen trocknete.

Tony hatte von ihrer Mutter, trotz ihres jugendlichen Alters, eine ſehr ſorgfältige Erziehung erhalten; ſie wußte von Gott und kannte ſeinen heiligen Willen, auch konnte ſie ſchon mit ziemlicher Fertigkeit leſen und vermißte ſchmerzlich ihr Buch. Da brachte ihr Paul endlich ein Büchlein, darin ſeine Mutter oft geleſen hatte, die auch jene ſeltene Fertigkeit kannte, und obgleich der Inhalt deſſelben dem Faſſungsvermögen des Mädchens nicht völlig entſprach, ſo las ſie doch fleißig darin, um ihre Kunſt nicht zu vergeſſen. So ſehr Paul aber auch wünſchte, von ihr zu lernen, gelang es doch der kleinen Lehrmeiſterin nicht, ihm einige Fertigkeiten beizubringen; dazu reichte ihr Verſtand nicht aus. Jenes Büchlein aber war die Nachfolge Chriſti von Thomas von Kempis, und aus ihm ſchöpfte Paul ſpäter oft Troſt, Kraft, Lehre und Muth.

## Zweites Kapitel.

### Der alte Vogelhändler.

Der Winter verging; der Frühling ſchmolz den Schnee auf den Bergſpitzen und legte ſeinen grünen Kranz darauf, aber noch war der Fuhrmann nicht wieder zu der kleinen Hütte im Thal zurückgekehrt. Der Vater ſchüttelte oft den Kopf, Aenne ſpottete über die Thorheit, ein fremdes Kind angenommen zu haben, um welches ſich nimmer Jemand bekümmern würde, und der Mangel war inzwiſchen in der Hütte der Armuth groß geworden. Von Tag zu Tage erwartete man Nachrichten aus Paris, Paul nur dachte mit Sorge daran, denn die Kinder hatten ſich ſo lieb gewonnen, daß ſie meinten, ſie würden nicht leben können ohne einander; aber auch der Sommer war bald vorüber, und der von ihnen gefürchtete Augenblick der Trennung war nicht gekommen; immer ungeduldiger, härter und mürriſcher ward Mutter Aenne zu der Kleinen, die doch ſchon bemüht war, hier und da eine Arbeit zu verſuchen, einen kleinen Dienſt zu leiſten; auch Vater Damkens

ſchüttelte nachdenklich und ſorgenvoll den Kopf, da Monat um Monat verſtrich und noch Niemand wegen der kleinen Tony nachgefragt hatte.

Das Kleidchen, welches das Kind mit nach der Savoyardenhütte gebracht hatte, war abgetragen und ſchon viel zu kurz geworden; als die Luft kälter ward draußen, da konnte die arme Tony ihrer dürftigen Kleidung wegen nicht mehr aus der Hütte gehen und war nun der mürriſchen Laune Aennes ganz ausgeſetzt. Paul ſpielte jetzt auch nicht mehr draußen im Freien; ja, er ging ſogar ſeltener nach dem lieben Plätzchen auf dem Kirchhofe, um ſeine kleine Freundin nicht allein zu laſſen; ſo verkümmerten die unſchuldigen Freuden ihrer kindlichen Spiele unter dem finſtern Auge der Stiefmutter. Tony war jetzt immer ſo betrübt und ſtill, daß Paul vergebens bemüht war, ſie zu tröſten.

So waren faſt drei Jahre vergangen, und wohl nur Pauls aufopfernder Zärtlichkeit dankte die arme Waiſe die Friſtung ihres Lebens. Er entbehrte einen Theil ſeiner Koſt, ja, er hungerte für ſie, und als Tony einmal gefährlich krank wurde, da wachte er an ihrem Bettchen, legte ihr ſorglich die Decke und das harte Kiſſen zurecht und reichte ihr mit immer gleicher Geduld die einzige Labung, Brotwaſſer, das er ihr ſelbſt bereitete, oder die erſten Früherdbeeren, die er emſig ſuchte, wenn ſeine liebe Kranke ſchlief.

Noch lag das Mädchen ſchwach und krank darnieder,

Der alte Vogelhändler.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

da zog eines Tages ein Vogelhändler durch das Dorf; Vater Damkens mußte ihm einen Riemen festnähen an das große Bauer, das er auf der Schulter trug, darin die gelbgefiederten Kanarienvögel und buntgezeichneten Stieglitze waren. Das frohe Gezwitscher der Vögel erfreute die kleine Kranke, ja, sie lächelte zum ersten Male wieder, da der freundliche Handelsmann ihr ein zahmes Vöglein zeigte, das sein Futter aus der Hand des Besitzers fraß und selbst auf der Decke des Bettes sitzen blieb, um sich von Tony leise streicheln zu lassen.

„Ein so liebes Vöglein hatte die Mutter auch,“ sagte die Kleine, der plötzlich ein Bild der Erinnerung in der jungen Seele aufstieg; „ach! wenn der kleine Sänger mein wäre!“

Da schlich sich Paul leise hinaus und weinte, daß er seinem lieben Schwesterchen nicht solch ein schönes Vögelchen kaufen könne; sein treuer Pudel, der ihm überall hin folgte, sprang vergeblich an ihm auf, wie er zu thun gewohnt war, wenn Paul traurig war oder weinte. Ach, warum bist Du nicht lieber ein kleiner Singvogel, daß Du meiner Tony Freude machtest! dachte er; aber er bat es gleich darauf seinem treuen Thiere wieder ab und drückte es fest in seine Arme. Da trat der Vogelhändler aus der Thür, um seinen Weg fortzusetzen.

„Zeig' ihm einmal den Weg bis zur Fischermatte,“ rief der Savoyarde dem Knaben zu, und Paul ließ hastig seinen Pudel frei, um dem Befehl des Vaters zu folgen.

Fido ſprang luſtig nebenher, indeß der Knabe dem fremden Handelsmanne rüſtig voranſchritt.

„Sag' einmal, Burſche," begann dieſer, „Du haſt wohl den Hund da recht lieb? 's iſt auch ein ſchmuckes Thier und ſcheint gar treu zu ſein!"

„Gefällt Euch mein Pudel?" fragte der Knabe ſchnell, „möchtet Ihr mir ihn wohl abkaufen?"

Raſch war der Gedanke in Pauls Kopfe aufgeſtiegen, und er war doch ein wenig erſchrocken, als er nun das Todesurtheil ſeiner Freude geſprochen hatte. Der Handelsmann aber deutetete die ſichtliche Bangigkeit des Knaben anders und ſprach: „Warum iſt Dir denn das treue Thier feil, Burſche? Möchteſt Dir wohl ein Naſchwerk kaufen, oder Ball und Kreiſel; ſchien es mir doch, als hinge Dein ganzes Herz an dem Hunde."

„Ach, lieber Mann," ſprach lebhaft der Knabe, „da habt Ihr wohl recht; mein Fido war ſonſt meine einzige Freude, ehe noch Tony zu uns kam; er hat Hunger und Schläge mit mir getheilt und mir die heißen Hände geleckt, wenn ich krank war; ich würde mich auch nicht von ihm trennen, wenn ich mein Leben damit retten könnte; aber jetzt? — Ach, bitte, kauft mir den Hund ab, recht ſchnell und bald, denn ſchwer iſt mir's doch!"

„Nun, warum willſt Du ihn denn verkaufen?" fragte Jener theilnehmend weiter.

„Tony iſt krank; ſie hat keinen Vater und keine Mutter mehr, auch keine Heimath; ſie iſt immer ſo be-

trübt, und ich habe sie so lieb, ach! wenn Ihr mir doch das zahme Vöglein gäbt für sie, Ihr sollt dafür auch meinen lieben, treuen Pudel haben!"

Dem Knaben zitterte die Stimme, und ein Zug von Rührung schlich über das faltige Gesicht des Fremden. „Du bist ein guter Junge," sprach er treuherzig, „und obgleich ich mindestens 6 Francs zu gewinnen dachte an dem Vogel, so sollst Du ihn doch haben; aber Deinen Hund? — Ich bin zwar ein armer Mann, könnte ein so treues Thier wohl auch brauchen auf meinen Reisen, doch thut mir's leid um Dich; denn es reut Dich wohl einmal!"

„Nein, nein!" sagte der Knabe hastig; „gebt mir das Vöglein, lieber Mann, und nehmt meinen Fido; ich kann ihn doch nicht mehr behalten; denn, wißt nur, ich habe mein Brot immer mit ihm getheilt, weil ich ihn nicht hätte behalten dürfen; jetzt aber, nun Tony bei uns ist — ach! wir sind gar arm, — da geb' ich es ihr, denn die Mutter Aenne ließe sie wohl sonst hungern, und da — nun, ihr werdet dem Fido gewiß mehr Futter geben können als ich, guter Mann!"

Er heftete dabei die treuen Augen so zuversichtlich auf den Fremden, hielt so innig bittend ihm die Hand entgegen, daß Jenem das Herz aufging und er dem ehrlichen Burschen einen herzhaften Handschlag gab, indem er sagte: „Topp, ich nehme Deinen Hund und will ihn gut halten; auch sollst Du ihn manchmal wiedersehen, denn ich komme

in einigen Monaten wieder zurück auf diesem Wege; da spreche ich bei Euch ein und bringe Dir etwas mit aus Paris für Deine liebe Schwester."

„Nach Paris geht Ihr?" fragte der Knabe nachdenkend, „das ist wohl eine große Stadt, darin es viele Menschen und viele schöne Sachen giebt?"

Der Vogelhändler sagte, indem er langsam neben dem kleinen Burschen herging und gemächlich seine Pfeife rauchte: „Wohl, mein Junge, s' ist eine gar große und schöne Stadt, und viele, viele Tausende von Menschen wohnen darin. Da giebt's viel Pracht und Herrlichkeit, aber neben dem größten Reichthum auch mehr Noth und Elend, als Ihr Euch in Eurem Dörflein nur denken könnt."

„Ich möchte wohl einmal nach jener prächtigen Stadt kommen," sprach nachsinnend der Knabe; „aber dazu bin ich wohl zu arm?"

„Nun," meinte der Vogelhändler," es sind in Paris viele Knaben Deines Alters aus Savoyen, die mit ihren tanzenden Murmelthierchen, oder als Schornsteinfeger und kleine Botengänger in den Straßen umherziehen, und oft ist ein solcher Knabe der Ernährer seiner ganzen Familie in der Heimath; denn da sie an Entbehrungen aller Art gewöhnt, Tag und Nacht auf den Straßen zubringen, verdienen und ersparen sie oft genug, um den Ihrigen alle Jahre eine beträchtliche Summe Geldes schicken zu können."

Paul versank in ein tiefes Nachdenken, und als der

Weg nun in die Landstraße einbog und der Vogelhändler des kleinen Führers nicht mehr bedurfte, schied er von ihm mit einem treuherzigen Händedrucke. Jener nahm, unter der festen Zusicherung, bei seiner Rückkehr wieder in Damkens Hütte einzusprechen, den Pudel auf den Arm, auf welchem Pauls Auge abschiednehmend und thränenvoll ruhte, und ihre Wege trennten sich. Als der Knabe allein war, da fielen große, schwere Tropfen auf seine Hände nieder, die sorglich das zahme Vöglein umfaßt hielten, ja, als er seinen treuen Fido noch in der Ferne bellen hörte, schluchzte der Arme laut und drückte dann den zarten, kleinen Gefangenen an die zuckenden Lippen, als solle der ihn trösten und Ersatz geben für den verlorenen Gespielen. Als aber Tony mit dem Erröthen froher Ueberraschung den gefiederten Sänger wieder auf ihrem Bettchen sitzen sah und Paul ihr sagte, er gehörte nun ihr, damit sie wieder froh und heiter sein solle, jauchzte das Mädchen laut auf und schlang dankbar ihre Aermchen um den Hals des Gebers. Da war der arme Knabe nicht mehr traurig, denn er kostete zum ersten Male das beseligende Gefühl, durch Entäußerung seiner Freude einen Menschen beglückt zu haben. Nie hat ihm in späteren Jahren irgend eine Gutthat, an seinen Mitmenschen ausgeübt, ähnliche Wonne und Selbstzufriedenheit bereitet, und noch als Greis dachte er jenes kindlichen Opfers, als seiner reinsten und schönsten Handlung.

Tony war nun wieder froh und zufrieden; sie fütterte

ihr liebes Vöglein, pflegte es treu und koſte mit ihm; Paul holte grüne Futterkräutlein herbei und ſuchte ſie ſelbſt unter dem Schnee noch auf; und wenn das kleine, liebe Thierchen aus Tonys Hand ſein Futter nahm oder ihr auf der Schulter ſaß und den glänzenden Hals vorbeugte, als wolle es ihr die ſchmeichelnden Worte vom Munde weglauſchen, da ſchlang Tony im Uebermaß ihrer Freude haſtig den Arm um den Pflegebruder und ſprach: „Wie gut und lieb Du biſt, mein herziger Paul, und wie ſoll ich Dir denn dafür danken?“

Mit dem Sommer kam auch der alte Vogelhändler wieder nach der kleinen Hütte; er hatte alle ſeine ſchönen Vögel verkauft und brachte nur Fido mit zurück, der mit lautem Freudengebell an ſeinem kleinen Freunde emporſprang, während dieſer, von Luſt und Schmerz ergriffen, am Boden kniete und die Liebkoſungen des treuen Thieres aufs zärtlichſte erwiderte. — Da fühlte Tony erſt ganz, wie viel es dem guten Knaben gekoſtet haben mochte, ſein liebes, treues Thier von ſich zu laſſen; ſie kämpfte einen Augenblick mit ſich ſelbſt, dann faßte ſie Muth, näherte ſich leiſe dem Vogelhändler und lispelte: „Ach, lieber Mann, gebt doch dem Paul ſeinen Hund wieder und nehmt den ſchönen Vogel dafür zurück, daß auch der gute Paul wieder eine Freude hat!“ Thränen hemmten ihre Worte, und der alte Mann hob ſie bewegt zu ſich empor und küßte die blonden Locken des kleinen Engels. Dann ſchüttelte er gleichſam haſtig die

Rührung ab, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, und ſprach zu Paul: „Da, komm und ſieh einmal, Burſche, welchen Segen mir Dein Fido gebracht!“ — und ſchüttelte dabei ein grünſeidenes Netz voll Frankenſtücken auf den Tiſch.

Neugierig trat Aenne herbei, aber auch die Kinder umſtanden mit fragenden Blicken den Erzähler.

„Ich ging,“ ſprach dieſer, „am Abende eines trüben Tages über eine ſchmale Brücke, die über die Seine führt, da ſtand am Ende derſelben ein junges Dienſtmädchen plaudernd mit einem Soldaten; ein Kind neben ihr warf kleine Steinchen in das Waſſer, wobei es nahe an das Geländer der Brücke ging. Da ſprengte ein wilder Reiter über die enge Brücke, das Kind ſchmiegte ſich ängſtlich näher an die Barriere, die Füßchen glitten ihm aus auf dem feuchten Boden, ein Schrei, und es ſank ins Waſſer. — Jammernd ſchrie das Dienſtmädchen auf, der Soldat ſprang fort, um Hilfe zu rufen, der wilde Reiter riß ſein bäumendes Pferd zurück, deutete auf die Stelle, wo das arme Kind mit den Wellen rang und rief: „Rettet, rettet, um jeden Preis!“ Ich armer, alter Mann konnte nicht ſchwimmen, nichts für das unglückliche Weſen thun; — doch ehe noch die Fiſcherkähne losgebunden werden konnten, war Fido ſchon mitten in den Fluthen; — den Kopf hoch über dem Waſſer emporhaltend, trug er das Kind in ſeinen Zähnen und arbeitete ſich rüſtig durch den Strom. — Das Kind war gerettet, und ſchon wollte ich mit dem braven Hunde meines Weges gehen, da preßte

mir jener Reiter, der durch seine Unvorsichtigkeit das Unglück herbeigeführt hatte, bleich und zitternd wie ein Verbrecher, diese Börse in die Hand und verschwand, ehe ich mich besinnen konnte.“ —

Der Erzähler schwieg, Tony aber küßte innig den lieben Pflegebruder und sprach: „O, nun freue ich mich noch mehr, daß Du aus Liebe für die arme Tony Deinen Fido weggegeben hast, ohne ihn wäre das Kind gewiß ertrunken und die Eltern hätten darum geweint, wie ich um mein armes, liebes Mütterchen.“

Pauls Auge leuchtete vor Wonne, er liebkoste den Hund, indeß Mutter Aenne gierig nach dem Gelde sah.

„Nun will ich redlich mit Dir theilen, Bursche,“ sprach der biedere Alte, „denn hättest Du den Hund nicht schwimmen gelehrt, so wäre die Rettung nicht gelungen, ich habe, da ich Deine treue Sorgfalt und Liebe für Deine Tony kenne, von Deinem Antheil dem guten Mädchen ein warmes Kleidchen und Schuhe gekauft und mitgebracht.“ Dabei kramte der gutmüthige Vogelhändler einen neuen Anzug für Tony aus, die einen abgetragenen Rock von der Mutter Aenne trug, darin sich das reizende, blühende Kind wunderbar genug ausnahm; und freudig klopfte das Mädchen in die Hände, während Paul den Vogelhändler mit seinen stürmischen Danksagungen fast erdrückte. Aenne sah mißmuthig den Jubel der Kinder. „Pauls Antheil,“ sagte sie erbittert, „hätte wohl nur seinen armen Eltern gehört, die ihn erhalten müssen, nicht daß er dem fremden

Kinde zu Gute kommt, das uns ſchon zur Ungebühr läſtig wird und nach dem Niemand frägt. Gebt mir das übrige Geld, ich will es verwahren, bis der Vater kommt."

„Nein," ſprach feſt der Alte, „das Geld gehört dem Jungen allein; er hat den Hund von ſeinem eigenen Brote groß gefüttert und hat Hunger, ja Schläge von Euch erlitten um das brave Thier, da ſoll ihm denn auch das Geld bleiben, und wenn es nicht für ihn oder das ſchmucke Mädchen verwendet wird, ſo behalte ich es zurück und ſpare es ihm auf."

„Gebt doch der Mutter das Geld," ſprach Paul betrübt, „ſie wird uns Nahrung und Kleider dafür geben und gewiß auch nicht mehr ſo böſe ſein auf mich und die arme Tony." — Aber der Alte ſchüttelte den Kopf, und zornig verließ die Frau die Stube. Da legte Paul endlich ſeine Hand auf den Arm des Handelsmannes, deutete ſchüchtern auf das Geld, welches der Alte ihm als ſein Theil hingezählt hatte, und fragte: „Könnte ich damit wohl reiſen — recht weit! — nach Paris?" —

„Du würdeſt es nicht brauchen, guter Junge," ſprach Vater Werther, ſo nannte ſich der Vogelhändler, „der dritte Theil reichte dazu vollauf hin für Dich; aber was willſt Du denn in Paris?"

Paul antwortete ihm nicht, er zählte haſtig die kleine Summe in drei gleiche Theile, gab den einen davon, den er ſorgfältig in Papier gehüllt hatte, dem Alten und ſagte: „Alſo damit komme ich wohl nach Paris! hebt es mir

indeß auf, lieber Mann; — einen Theil will ich dem Vater und der Mutter geben, und dieſen" — dabei drehte er die kleine Rolle verlegen und erröthend zwiſchen den Fingern — ſah gleichſam bittend zu dem Vogelhändler auf und konnte doch ſein Anliegen nicht ausſprechen.

„Du möchteſt mir Deinen Fido wieder abkaufen," ſprach lachend der Alte, — „ich ſehe Dir den Wunſch aus dem treuherzigen Geſichte ab; wohl, ich ſchenke Dir den Hund! Du wirſt ihn nun wieder ſelbſt füttern können; aber warum willſt Du denn nach Paris?" —

Der Knabe deutete auf die Pflegeſchweſter und ſprach: „Die Stiefmutter iſt doch gar zu hart mit Tony, und ich will ſelbſt gehen, um ihren Verwandten aufzuſuchen, damit ſie es beſſer habe."

Tony hatte nur halb die Rede des Knaben verſtanden, aber ängſtlich eilte ſie auf ihn zu, legte weinend ihren Kopf an ſeinen Arm und ſagte: „Ach! Du willſt die arme Tony auch verlaſſen und fortgehen in die fremde, weite Welt? Da wird es keine Freude mehr für mich geben, ich werde einſam ſein und verlaſſen, und Niemand wird ſich meiner erbarmen." — Da umſchlang auch der Knabe das weinende Mädchen und drückte ihre Hände an ſeine überſtrömenden Augen: „Der liebe Gott bleibt ja bei Dir," tröſtete er, „und ich komme wieder, vielleicht mit guter Nachricht."

„Und wann geht Ihr wieder nach der großen, ſchönen Stadt?" fragte er dann den Vater Werther.

„Ehe der Herbst das Laub von den Bäumen weht. Willst Du mit mir gehen, mein lieber Junge?"

„Ach ja! laßt mich mit Euch gehen, ich will Eyren Käfig tragen und Euch gehorsam sein in allen Dingen," sprach Paul.

„Aber," fragte der Alte wieder, „wenn Du nun den Verwandten Tonys nicht findest, wie es wohl leicht möglich ist in der großen, fremden Stadt (und an was wolltest Du ihn auch erkennen?) — dann hättest Du vergeblich den weiten, mühevollen Weg gemacht."

„Sagtet Ihr nicht," fiel ihm der Knabe in die Rede, „in Paris wären viele Kinder meines Alters, die ihre Eltern ernähren könnten durch ihren Verdienst? — Nun, seht Ihr, lieber Mann, die Mutter Aenne sagt immer, der Vater werde alt und schwach, und wenn er stürbe, müsse sie selbst hungern, und ich und Tony könnten dann nicht mehr bei ihr bleiben, und die kleine Hütte würde verkauft; da dachte ich denn, ich wollte auch arbeiten für Vater, Mutter und Tony, und wenn ich auch den Vetter nicht finde, so erbarmt sich doch wohl ein guter Mensch der Waise, und ich kann ihr Geld schicken, daß sie selbst nach Paris komme."

„Du lieber, braver Junge," rief der Alte, „nun, Gott erhalte Dich so bieder und gut! Ich komme in einem Monat wieder, und wenn Du dann noch Lust hast, mich zu begleiten, so will ich Dich in meinen Schutz nehmen und wie ein Vater über Dich wachen."

Der biedere Alte ging, begleitet von den Segenswünſchen der Kinder; — Tony aber weinte noch immer, daß Paul ſie verlaſſen wolle, und konnte ſich nun nicht mehr freuen über ihr neues, warmes Kleidchen. „Du wirſt im Regen und kalten Wetter hinaus ziehen, auf den Straßen Dein Brot zu ſuchen, in einer fremden Stadt; — Tony wird Dich nicht tröſten können, wenn Du traurig biſt, nicht pflegen, wenn Du krank wirſt, ſie wird verlaſſen und allein ſein, und nichts wird ihr Freude machen," — ſagte ſie, und ließ das Köpfchen hängen.

„Aber Du wirſt für mich beten," ſprach der Savoyardenknabe, „und dann wirſt Du nicht mehr gar ſo traurig ſein; denn wenn die Mutter Elſe oft recht betrübt war und weinte, da kniete ſie nieder und betete, und ward getröſtet und frohen Muthes, und ihre Thränen trockneten. Nur eines der ſchönen Gebete weiß ich noch, die ich oft von ihr hörte, und will es Dich lehren, liebe Tony." Das Mädchen faltete fromm die Hände und Paul ſprach ihr langſam die Worte vor:

„Nicht um Güter dieſer Erden
Bitt' ich Dich, mein Gott und Herr!
Laß mich weiſer, beſſer werden,
Mach' mich immer liebender. —
Eins iſt Noth, dies ſei mein Flehen!
Daß ich, Herr, auf ewig Dein!
Alles, was mir wird geſchehen,
Muß mir dann zum Segen ſein." —

Tony lernte das Gebet bald auswendig, und ob ſie es gleich noch nicht ganz verſtand, ſo betete ſie es doch aus einem ſo reinen und kindlichen Herzen, daß es ein Wohlgefallen war vor dem, der da geſagt hat, den unſchuldigen Kindlein gehöre das Himmelreich. — Er lehrte ihr auch noch ein anderes Gebet, das ihm ſelbſt ſpäter oft zum Troſt und zur Aufmunterung gereichte; es lautete:

Du liebſt mich ja nicht minder,
Als den geringſten Wurm;
Du hüteſt Deine Kinder,
Du ſegneſt ſie im Sturm,
Läßt ſie ihr Beſtes finden
Oft unter Noth und Grau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n!

## Drittes Kapitel.

### Die Reiſe nach Paris.

Mutter Aenne freute ſich des Entſchluſſes ihres Stiefſohnes, indeß ſich der Vater und Tony darüber betrübten; der Knabe ſelbſt aber ging ſtill und freundlich umher, und wenn Damkens übellaunig ward durch zunehmende Kränklichkeit und Aenne dem Mädchen harte Worte gab bei jedem Anlaß, da leuchteten ſeine treuen Augen, und er ſprach tröſtend: „Das wird nun bald anders werden, wenn Gott mir Segen giebt. Dann werde ich dem Vater Geld ſchicken, daß er ſich ſchonen kann, und Du wirſt ihn pflegen, meine Tony. Der Stiefmutter aber werde ich Koſtgeld ſchicken für Dich, damit ſie Dich freundlicher behandelt und keine Noth leiden läßt.“

Da küßte der alte Savoyarde den herzigen Jungen auf die braune Stirn und ſprach: „Recht ſo, mein Sohn! Bleibe Du fromm und gut, ein gutes Kind iſt ſeiner Eltern Freude! Sei aber auch ſtets dem armen Mädchen ein treuer Freund, ob ſich auch Niemand ihrer annähme.

Denn ein treuer Freund, sagt der weise Sirach, ist ein starker Schutz; wer den hat, hat einen großen Schatz. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens. Wer Gott fürchtet, der kriegt solchen Freund."

„Ja, ich will Dein Freund sein," sprach der Knabe begeistert und hielt Tonys Hand fest in der seinen; „ich möchte gleich heute fortziehen in die fremde Stadt, daß ich Euch Allen meine Liebe bald zeigen könnte, und die Eure vergelten."

Aber obgleich der Wunsch, für die lieben Seinigen zu sorgen, die Seele des Knaben mit Wonne erfüllte, so ward er doch stiller und wehmüthiger, je näher der Tag kam, an dem der Vogelhändler ihn abzuholen versprochen hatte. Paul hatte sich auf den Rath des freundlichen Alten ein kleines, niedliches Murmelthier gekauft, das er mit unendlicher Mühe tanzen lehrte, und nachdem er sich ein neues Jäckchen, sowie einen Kasten für Marmotte gekauft, war er völlig zur Reise gerüstet. Das Marienbildchen von seiner Mutter hatte ihm Tony heimlich in sein kleines Bündel gesteckt; sie wollte ihm auch das Gebetbüchlein dazu legen, doch Paul konnte ja nicht lesen, und er hatte es ihr auch geschenkt. —

So kam der ängstlich erwartete Tag; der Vogelhändler erschien zur bestimmten Zeit mit einem Bauer der schönsten Vögel, die er in Paris zu verkaufen gedachte, und nur eine Nacht rastete er in der Savoyardenhütte.

Als das nächste Morgenroth auf die Alpen des Cha-

mounythales fiel, da zogen die beiden Wanderer leiſe hinaus ihrer Straße. Nur der Vater geleitete ſie einige Schritte, Aenne und Tony ſchliefen feſt und ruhig, und der Knabe hatte einen ſtillen, wehmüthigen Abſchied genommen. Die letzten Blumen der Felder und der nächſten Berge hatte er geſucht und ſie als einen letzten Liebes- und Abſchiedsgruß auf das Bett der lieben Schläferin gelegt. Auf dem Kirchhofe war er am Abend vorher geweſen; der alte Vater ſchüttelte ihm kräftig die Hand, winkte ihm dann ſtill, weiter zu gehen, und bellend ſprang der Hund den Wanderern auf der wohlbekannten Straße voran. Stumm ging Paul neben dem guten Werther, der ebenſo ſchweigend den Rauch aus ſeiner Pfeife blies. Der Knabe trug außer dem Bauer mit Vögeln auch noch das Käſtchen auf dem Rücken, darin Marmotte ſaß, und oft wendete er ſich noch zurück nach der kleinen Hütte im Thal, worin er ſeine harmloſe Jugend verlebt und nun ſeine liebe Tony zurückgelaſſen hatte.

Als Vater Werther dem Schmerze ſeines jungen Begleiters ſein Recht gegönnt hatte, wußte er ihm bald viel zu erzählen von dem Ziel ihrer Reiſe; er machte den Knaben mit allen Vorſichtsmaßregeln bekannt, die in Paris für ein Kind ſeines Alters nöthig wären, und Paul dachte bald an nichts Anderes, als an das große Paris, wo er das Glück zu finden hoffte, was er für die Seinen nothwendig und wünſchenswerth hielt.

Die erſte Tagereiſe war nur kurz und den Kräften

des jungen Wanderers angemeſſen. In einem kleinen Dorfe beſchloß Werther zu übernachten; in dem Wirthshauſe, wo ſie eingekehrt waren, befand ſich eben eine Truppe Komödianten, die vor den zahlreich verſammelten Dorfbewohnern ihre Künſte um einige Sous zeigten. Paul hatte nie Gelegenheit gehabt, etwas Aehnliches zu ſehen; mit Bewunderung betrachtete er daher jedes einzelne Glied der kleinen Geſellſchaft, beſonders das zwerghafte Männchen, das mit einer großen Trommel durch das Dorf zog und durch den furchtbaren Lärm auf ſeinem unharmoniſchen Inſtrumente die neugierigen Zuſchauer aus Stall und Scheuer herbeilockte. Da die Geſellſchaft nur aus drei Perſonen und dem herzhaften Trommler beſtand, war dieſer zugleich der Poſſenreißer; der Herr der Geſellſchaft aber ſtellte an dieſem Abende einen mächtigen König vor, trug einen großen Stern von Goldpapier auf der Bruſt und ein Scepter von Holz, das er von der ſpinnenden Wirthstochter entlehnt hatte, die im gewöhnlichen Leben den Flachs darum zu legen pflegte. Zwei Lichter nur, deren matter Strahl im Tabaksqualm der Wirthsſtube unterzugehen drohte, beleuchteten ſpärlich das nur wenige Fuß lange und breite Theater. Ernſthaft ſaß der große und allmächtige König Herodes auf einem prächtigen Throne, über den eine Scharlachdecke gebreitet war, deren urſprüngliche Beſtimmung der Pferdeſtall war, und deren durchdringender Geruch dieſe Abſtammung nur allzu deutlich verrieth. Vor

dem Mächtigen tanzte seine königliche Tochter, hinter ihm stand der kleine Possenreißer und band dem Durchlauchtigen einen langen Zopf von Flachsband an, warf dann eine junge Katze auf die lange, weiße Kleiderschleppe der schönen Prinzessin, die sich in den dünnen Zeug verwickelte, jämmerlich schrie und dann mit einem kühnen Satz von der Schaubühne unter die jauchzenden Zuschauer sprang. Sie warf dabei eins der Lichter um; ein nicht zur Bühne gehörender Spaßmacher löschte die magere Flamme des andern aus, und undurchdringliche Finsterniß herrschte auf dem Theater, wie im Parterre. Die scheltende Stimme des Königs, der Jammer der Prinzessin Tochter gingen völlig unter im Toben und Jauchzen der Dorfjugend, im Schreien der Katze, die von der unruhigen Menge halb todt getreten wurde. Man rief lachend nach Licht, und der Possenreißer auf der Bühne nahm dabei Gelegenheit, sich dem Publikum als ein halbes Wunderthier zu zeigen; denn indem er mit einem Streichschwamm an der Wand der Stube herabfuhr und dadurch mit einem leichten Knall ein blaues Flämmchen hervorbrachte, woran er die umgebrochenen Lichter wieder entzündete, versicherte er den Zuschauern, daß die Flamme aus seiner Hand gekommen sei, und daß er durch diesen Vorrath inneren Feuers leichtlich zum Brennen kommen und das ganze Dorf anzünden könne, wenn er nicht fleißig mit Bier und andern Flüssigkeiten lösche. Dies veranlaßte eine Brandschatzung der Zuschauer; denn theils aus Furcht,

theils aus Wohlgefallen an den Späßen des Poſſenreißers fielen eine Menge Sous in die aufgehaltene Mütze des Durſtigen. Paul war faſt berauſcht von der Ereigniſſen ſeines erſten Reiſetages und meinte zu ſeinem Gefährten, dies ſei wohl die leichteſte und kürzeſte Art des Gelderwerbs, und dieſe Leute lebten gar herrlich und in Freuden. Aber der Alte belehrte lachend den unwiſſenden Knaben vom Gegentheil. „Es werden Dir im Leben noch oft Leute dieſer Art vorkommen," ſagte er, „die unter falſchem Schein ihre Jämmerlichkeit verbergen. Von ſolch' erborgtem Glanz mußt Du Dich nicht blenden laſſen, mein Junge."

Paul hatte auch gleich darauf Gelegenheit, zu ſehen, wie viel Elend hinter dieſer Scheingröße ſteckte, denn als der Herr der Komödiantentruppe, der eben einen mächtigen König des Morgenlandes dargeſtellt hatte, den Ertrag ſeiner Vorſtellung überzählte, ſtürmten die Mitſpieler auf ihn ein und forderten Geld, und der Wirth trug nicht früher die Schüſſel mit der dampfenden Abendkoſt auf, bis ihm dieſelbe zuvor bezahlt worden war, indem er verſicherte, von Leuten ihrer Art zu oft betrogen worden zu ſein; — ja, zuletzt kam es zu Zank und Schlägen unter den edlen Künſtlern, als die Prinzeſſin Tochter für ihren meiſterhaften Tanz in der Vorſtellung eine neue Haube ſtatt des Hauptes Johannes des Täufers begehrte, der königliche Vater aber ſeine gewichtige Hand nachdrücklich auf ihre rothe Wange fallen ließ. Das Mädchen jammerte und weinte, und der Poſſenreißer ſchnitt die Grimaſſen

der Zornigen mit lächerlicher Genauigkeit nach; Vater Werther und sein kleiner Schützling aber flüchteten sich aus dem wüsten Lärm nach ihrer Lagerstätte auf dem Heuboden, und dort sank auch der ermüdete Knabe, nachdem er zuvor gebetet und seine Tony, sowie Vater und Mutter in die Obhut des treuen Schutzhirten empfohlen hatte, in sanften Schlaf.

## Viertes Kapitel.

### Die Geſchichte der armen Marie.

Als die Reiſenden am andern Tage ihren Weg fortſetzten und das ſchöne Chamounythal immer weiter hinter ihnen zurückblieb, da ward dem armen Paul doch wieder bang und ſchwer zu Muthe; denn er dachte daran, wie ja faſt ein Jahr vergehen könne, ehe er ſo viel Geld erworben habe, um es in die Heimath zu ſchicken, und je mehr ihm ſein väterlich geſinnter Begleiter von Paris, dem Ziele ihrer Wanderung, erzählte, deſto unwahrſcheinlicher ſchien es ihm, den unbekannten Oheim ſeiner lieben, verwaiſten Tony in dieſer großen Weltſtadt aufzufinden. Ein Zug tiefer Betrübniß und Niedergeſchlagenheit prägte ſich bei dieſem Gedanken in dem friſchen Geſichte Pauls aus, und als der gute Alte dies bemerkte, zündete er ſeine Pfeife an und begann zu erzählen:

„Die Zeit ſcheint Dir lang zu werden, mein Sohn, ich will Dir deshalb eine kleine, wahre Begebenheit mittheilen, von der ich ſelbſt Zeuge war auf meinen weiten Reiſen,

und welche zeigt, daß Gott viele tausend Wege findet, die aus unserer Trübsal führen, wenn auch unser Verstand nicht einen fände, und daß in der höchsten Noth die Hilfe des Herrn nahe ist denen, die ihm kindlich vertrauen.

Ein armes Dienstmädchen, dem frühe schon seine beiden Eltern gestorben waren, verließ mit einer gräflichen Herrschaft, die durch ihren Wohnort reiste, die Heimath. Obgleich sie sich schwer trennte von den wenigen Freunden und Bekannten ihrer Jugend, die arm waren wie sie selbst, so schienen doch die Bedingungen, unter denen sie in den neuen Dienst trat, so vortheilhaft, daß die arme Marie meinte, sie werde nun aller Noth entgangen sein. Sie war sehr christlich erzogen worden, betete beim Beginn und Ende des Tages mit wahrer Glaubensfreudigkeit ihren Rosenkranz und trug das kleine Bild ihrer hohen Schutzpatronin immer auf dem unschuldigen Herzen. Darüber spotteten die anderen Dienstleute der reichen gräflichen Familie, bei welcher sie in Diensten stand, verhöhnten sie oft und haßten sie endlich, da Marie nie gemeinschaftliche Sache mit ihnen machte, die Herrschaft zu betrügen und zu hintergehen. Ein Kammerdiener besonders, der wegen seiner Gewandtheit und seines schlauen Benehmens sich die Gunst der Herrschaft in hohem Grade erworben hatte, feindete am heftigsten die arme Marie an, weil sie in der Schlichtigkeit und Reinheit ihres Herzens seinen verführerischen Einflüsterungen kein Gehör gegeben hatte. Er wußte geschickt und unter dem Vorwande der

Treue und Ergebenheit der Gräfin die fromme Marie verdächtig zu machen, die jedesmal ihr Kämmerlein sorgfältig verschloß, wenn sie betete, und indem sie ihr Muttergottesbildchen neben der Lampe aufstellte, andächtig niederkniete. An einer feinen silbernen Kette, dem Pathengeschenke einer frommen Base, trug Marie stets das kleine Heiligenbild sorgfältig verborgen vor den Augen der übrigen Domestiken, die ihres Glaubens spotteten; aber eben diese Kette zog die Schwere des Unglücks auf sie herab.

Marie, deren Geschäft es war, die Gräfin an- und auszukleiden, hatte an dieser oft einen kostbaren Halsschmuck bewundert, der eine Gemme, in feine venetianische Kettchen gefaßt, hielt und der Gräfin als das erste Geschenk ihres theuren Gemahls besonders lieb und werth war. Als Marie eines Abends diesen, nebst mehreren Pretiosen, in Verwahrung gebracht und die Schlüssel der Gräfin eingehändigt hatte, zog sie sich in ihr Schlafkämmerlein zurück, recht heiter und froh, da die Herrin an diesem Tage ganz besonders zufrieden mit ihr gewesen war, schloß sorgfältig die Thür und verrichtete in gewohnter Weise ihr Abendgebet. Ihr einsames Kämmerchen lag entfernt vom Zimmer ihrer Gebieterin, und da die Gräfin Marien noch einen Auftrag geben wollte, ging sie selbst zu ihr hinüber; aber die Thür war schon verschlossen, und sie pochte einige Male vergeblich. Endlich ward drinnen eine rasche Bewegung hörbar, und ein Ton, wie das leise Klirren einer feinen Kette, drang zum Ohre der Dame.

Marie öffnete, als ſie die Stimme der Herrin erkannte, eilig und beſtürzt die Thür; ihr Geſicht hatte einen wunderbar bewegten Ausdruck, und ſorgfältig ſchien ſie bemüht, einen glänzenden Gegenſtand an ihrer Bruſt zu verbergen. Die Gräfin gab ihr kurz und nicht ohne eine Regung von Argwohn, den des Kammerdieners Einflüſterungen bereits in ihr geweckt hatten, ihre Befehle, und Marie legte ſich erſt ſpät, des göttlichen Schutzes ſich bewußt, ſtill zur Ruhe nieder.

Der Aufenthalt in dem Städtchen, worin die gräfliche Familie nur durch einen Unfall mit den Pferden aufgehalten worden war, nahte ſeinem Ende, und die Reiſekoffer wurden gepackt. Der Kammerdiener ging mit boshaftem Lächeln an der emſig beſchäftigten Marie vorbei und hielt den Carton in der Hand, darin jener koſtbare Halsſchmuck aufbewahrt wurde und den die Gräfin ſeit jenem Tage nicht mehr angelegt hatte.

„Das Käſtchen iſt ungewöhnlich leicht, gräfliche Gnaden!“ ſprach der Tückiſche zu der Herrin und wog den rothen, goldverzierten Behälter prüfend auf der flachen Hand; „es kann doch nichts fehlen darin?“

Raſch nahm die Gräfin das Käſtchen zurück, — der Schlüſſel war in ihrem Gewahrſam, — ſie drückte an eine aufſpringende Feder, — und das Fach, mit weichem Sammet überzogen, — war leer! Mit einem Schrei des Entſetzens ließ die Gräfin das Käſtchen zur Erde fallen, — der Kammerdiener ſah boshaft lächelnd nach Marie, und

dieſe ſank todtenbleich und zitternd vor Schreck auf einen Stuhl. — Ein Blick nur auf das Geſicht des Kammerdieners zeigte der Gräfin, wen dieſer verdächtige, — Marie war, wie im Gefühle der Schuld, erblichen und die erbitterte Herrin gedachte jenes Abends, wo ſie, bald nach dem Auskleiden, Mariens Thür feſt verſchloſſen gefunden hatte, wie dieſe ihr erſt auf mehrmaliges Pochen geöffnet worden war, an das leiſe Klirren einer Kette, Mariens ſichtliche Befangenheit beim Oeffnen der Thür, und überdem hatte ja Marie die Kette zuletzt verwahrt, die ſeitdem nie wieder gebraucht worden war.

Mariens Thränen, ihre Verſicherungen waren vergeblich; Gerichtsdiener holten ſie in das Gefängniß ab, und da die Herrſchaft ihre Abreiſe nicht länger verzögern konnte, ward die Unterſuchung einem Richter übergeben, und das arme Mädchen, fremd und ohne einen Freund, einen Schutz, bis zum Ende der Unterſuchung in der fremden Stadt zurückgelaſſen. Da war nun die arme, fromme Marie eine Gefangene; aber wie gebeugt und ſchmerzensvoll auch ihre Seele war, doch blieb ſie ſich *eines* Schutzes, *eines* Freundes bewußt, der aus den herbſten Prüfungen die Unſchuld endlich ſiegend an das Licht führt. Ein Strahl ſeines göttlichen Troſtes drang auch in ihren finſtern, öden Kerker, und ſie betete dort zu ihm mit eben der Freudigkeit, wie ſie es vor dieſen Tagen der Prüfung gethan. Ein frommer und feſter Glaube aber läſſet nicht zu Schanden werden, und der Herr hat verheißen:

„Sei starkmüthig und ein heldenmüthiger Streiter. Zu seiner Zeit wird Dir auch Trost kommen. Harre nur auf mich, harre, ich komme gewiß und rette Dich!“

Ihr liebes Madonnenbild hatte man der armen Gefangenen genommen, weil dies, oder die daran befindliche Kette, zu dem Gange der Untersuchung gehörte. Als das Mädchen in den Verhören ihre Schuld nicht eingestand und nicht eingestehen konnte, da ward sie mit größerer Härte behandelt, in engeren Gewahrsam gebracht und ihr täglich nur einmal Brot und Wasser gereicht. Man hoffte sie dadurch zum Geständniß zu bringen; aber obgleich ihre Gestalt verfiel, ihr Gesicht bleich und matt wurde, geduldig trug sie diese Trübsal unddachte: Gott wird meine Unschuld schon offenbar machen, wenn es an der Zeit sein wird.

Der Tag, an welchem das letzte Verhör stattfinden und an dem Marie, wegen dringenden Verdachtes des Diebstahls zu harter Strafe verurtheilt werden sollte, war indeß gekommen. Sie brachte die Nacht unter Gebet und Thränen zu, während draußen ein rasender Sturm an dem Gitter ihres Kerkers rüttelte und abgebrochene Baumäste gegen die trüben Scheiben schlugen. Sie hörte das Toben der Elemente mit der Ruhe des guten Bewußtseins, und erkannte auch in der furchterregenden Herrlichkeit Gottes den liebenden Vater, auf dessen Hilfe und Schutz sie so kindlich und demüthig vertraute.

„O,“ fiel Paul dem Erzähler hier ein, „hätte doch da die arme, unschuldige Marie auch das schöne Gedicht

gewußt, das ich von meiner Mutter gelernt habe und wo es heißt:

„Du liebſt mich ja nicht minder,
Als den geringſten Wurm;
Du hüteſt Deine Kinder,
Du ſegneſt ſie im Sturm,
Läßt ſie ihr Beſtes finden
Oft unter Noth und Grau'n;
Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertraun!"

Der alte Werther nickte mit dem Kopfe und ſprach gerührt: „auch wird der fernere Verlauf der Geſchichte, die ich Dir erzähle, mein lieber Paul, ein Beiſpiel dafür geben, daß in aller Noth der Vater wacht und uns eben da ſegnet und beglückt, wo wir Kurzſichtigen meinen, die Ruthe ſeines Zornes liege auf uns. Denn als die Morgenſonne in den Kerker ſchien, in dem Marie betete und wachte, da fielen die Riegel vor der Thür deſſelben; ſie meinte, man käme, ihr das Urtheil zu verkünden, und eine menſchliche Schwäche überfiel ſie; aber herein trat der Richter des Städtchens und that ihr in freundlichen Worten ihre Freiheit kund, ſomit die Anerkennung ihrer Unſchuld. — Ein altes, baufälliges Stallgebäude, das an jenen Gaſthof ſtieß, in dem Marie mit ihrer Herrſchaft gewohnt hatte, war in der Nacht von dem raſenden Sturme niedergeriſſen worden und in dem zerbröckelten Mauerwerk hatte man eine kleine Schachtel gefunden, in welcher die Kette der

Gräfin nebſt anderen Koſtbarkeiten und einem Paſſe für einen Kammerdiener, Namens Lougié, enthalten war, deſſen Signalement genau auf die Perſon jenes gräflichen Kammerdieners paßte, der auf die arme Marie den Verdacht des Diebſtahls gelenkt hatte. Augenſcheinlich war der Paß ein verfälſchter und ſollte zu ſchlechten Zwecken benutzt werden; auch hatte ſich durch Zufall ein Blättchen Papier zwiſchen jenen Paß geſchoben, das den Theil eines Briefes enthielt, der an jenen Kammerdiener, Namens Mathäi, gerichtet war und worin ihm ein Bundesgenoß über den Verkauf einiger ſeltenen Geldmünzen Rechnung legte. Dadurch ward der eigentliche Dieb erkannt und Marie freigeſprochen; bald darauf ertappten die ausgeſtellten Wachen den Nichtswürdigen, als er ſich zur Nachtzeit in das Städtchen eingeſchlichen hatte, um an der bewußten Stelle den in Sicherheit gebrachten Raub abzuholen. Er nahm nun bald jenen Platz ein, wo die arme Marie durch ſeine Schuld geduldet und gelitten hatte; dieſe aber ſank an der Schwelle des Gefängniſſes auf ihre Knie, dankte Gott mit heißen Thränen, daß er ihr Retter geworden war, und ſprach:

„Erhöret hat mich der Herr und ſich meiner erbarmet. Der Herr iſt mein Helfer worden!“

Aber nun ſtand das gute Mädchen wiederum brotlos, fremd in der Welt; Niemand wollte ſich ihrer annehmen, auf der ſo ſchwerer Verdacht geruht. Da erinnerte ſich Marie einer entfernten Anverwandten ihrer Mutter, die

in München lebte; dorthin wollte ſie gehen und deren Schutz ſuchen, bis ſie wiederum ein ehrliches Unterkommen gefunden. Sie verkaufte ihre wenigen Sachen und ging, nur ein kleines Bündel unterm Arm, ihre theure, verhängnißvolle Kette mit dem Marienbildchen auf der Bruſt, aus der Stadt, wo ſie ſo trübe Erfahrungen gemacht hatte. Langſam legte ſie die weite Reiſe zurück und kam faſt ganz entblößt von Gelde in der großen, volkreichen Stadt an. Nach tagelangen Bemühungen fand ſie endlich das Haus ihrer Baſe; freudezitternd trat ſie hinein — und fand eine Grabverſammlung, die ihre Anverwandte [illegible] zur letzten Ruhe bringen wollte. Das bedeutende Vermögen der Todten fiel an milde Stiftungen, und Marie ſtand ärmer, denn je und ohne alle Hoffnung und Hilfe, in der Fremde. Eine mitleidige alte Frau räumte ihr gegen eine mäßige Vergütigung ein kleines Stübchen ein und beſtritt, ſo arm ſie ſelbſt zu ſein ſchien, die nöthigen Lebensbedürfniſſe Mariens. Viele Tage ſchon hatte Marie die Güte der menſchenfreundlichen Frau genoſſen: da bat ſie endlich mit Thränen, das ſilberne Kettlein für ſie zu verkaufen, deſſen Geſchichte ſie der theilnehmenden Alten nicht verſchwieg. Weinend löſte ſie die ſchwachen Gliedchen von dem Bilde der Madonna, und die Alte nahm nicht ohne Schmerz über ihre eigene Armuth, die ſie verhinderte, ſo zu helfen, wie ſie gern gewollt hätte, das Kleinod des frommen Mägdleins. Ein Juwelier, dem ſie die Geſchichte ihres jungen Schützlings mit in den Kauf gab,

zahlte aus Mitleid einen guten Preis und legte die kleine Kette zu den Koſtbarkeiten ſeines reichen Gewölbes.

So vergingen noch einige Tage, in denen, trotz aller getroffenen Anſtalten, kein Unterkommen für das fremde, beſcheidene Mädchen gefunden ward; da befahl ihr ein Diener der Polizei, die Stadt binnen zwei Tagen zu verlaſſen, wenn ſich nicht eine bekannte und achtbare Perſon für ſie, die Ausländerin, verbürge. So ſollte denn die arme Marie, entblößt von Allem, ja nicht einmal geſchützt gegen die Kälte des Winters, der eben einbrach, wieder in die Fremde hinausgeſtoßen werden; denn ſie kannte ja Niemand in der großen Stadt, der ſich hätte für ſie verbürgen mögen. Da ging ſie tiefgebeugt und bekümmert an den Ort, wo ſie allein Schutz, Rath und Troſt zu finden hoffen durfte, — nach der Kirche. Dort kniete ſie auf die grauen Steinplatten nieder und betete mit ſo viel Andacht und Zerknirſchung, daß ein junges Mädchen, welches dicht neben ihr ſaß, ihr Auge gar nicht mehr abwenden konnte von dem bleichen, abgehärmten Geſichte der Beterin. Als die Beiden gleichzeitig die Kirche verließen, fragte das fremde Mädchen freundlich nach den Verhältniſſen Mariens und hatte deren Vertrauen bald ganz gewonnen, ſodaß ſie Mariens traurige Lage völlig kannte, aber auch Gelegenheit hatte, ihren frommen, gläubigen Sinn zu bewundern. Sie erkundigte ſich nach Mariens Wohnung und bat dieſe, die Stadt vor Anbruch des künftigen Tages ja noch nicht zu verlaſſen. Marie verſprach es ihr, innerlich

getröſtet durch ihr Gebet und wohlthätig angeſprochen von der freundlichen Theilnahme des fremden Mädchens; aber wie groß war ihr Erſtaunen und ihre Freude, als dieſe ſchon nach einigen Stunden zu ihr geeilt kam und Marien zu ihrer Herrin rief, die als eine fromme und chriſtliche Dame ſich der armen Marie anzunehmen geſonnen war und für ſie Bürgſchaft leiſten wollte. Als das freudeweinende Mädchen vor der würdigen Matrone ſtand und in einfacher Weiſe deren vorgelegte Fragen beantwortete, meldete man eben einen Juwelier, der einige Schmuckſachen brachte, worunter ſich — Mariens ſilbernes Kettchen befand, von dem er der Dame genau erzählte, was er durch die alte Frau erfahren hatte.

Da küßte die gerührte Dame das erröthende Mädchen auf die Stirn, machte ihr jene liebe Kette, die ſie aus Noth hatte verkaufen müſſen, zum Geſchenk und nahm Marie zur ſelbigen Stunde in ihr Haus als eine liebe Pflegetochter. So iſt das arme verlaſſene Mädchen nachmals eine reiche und geachtete Frau geworden; denn der Herr führt die Seinen wunderbar, und herrlich belohnt ſich am Ende die demüthige Unterwerfung in den göttlichen Willen.

Auch den Aermſten und Mittelloſeſten kann der Herr groß und zu einem Rüſtzeug machen in ſeiner Hand, aus Schmerz und Trübſal kann er die Fäden weben zu unſerm Heile; wir aber, — wir können's nicht ergründen, — wir können nur vertrau'n! Ich habe einmal," fuhr der Erzähler fort, „von einem Jünglinge gehört, der

erſt arm und hilflos, dann in einem reichen Hauſe ein gutes Unterkommen gefunden. Da aber die Sünde dort wohnte und ſein frommer Glaube verſpottet wurde, entfloh er durch ein Fenſter, faſt unbekleidet, und ein armer Schneider nahm ihn auf, gab ihm Nahrung und Kleider und nachmals iſt aus dieſem Jünglinge ein großer Mann geworden, deſſen Schriften mit Verwunderung geleſen, unendlichen Segen geſtiftet haben. Drum faſſe auch Du Muth, mein junger Freund, und ein rechtes Vertrauen; dann wird auch an Dir offenbar werden die Gnade Deines Gottes."

Paul war tief ergriffen von der Mittheilung ſeines neuen Beſchützers und mit größerer Zuverſicht hoffte er auf den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen, da ja derſelbe Gott, der an jener Waiſe ſo Großes gethan, ein offnes Vaterauge hielt auch über ihm und der ja in Paris gegenwärtig war, wie an allen Enden der Welt. Und wenn auf der weiten Reiſe, die mit Beſchwerden mancher Art für den kleinen Wanderer verknüpft war, der Knabe ja einmal muthlos zu werden ſchien oder die Sehnſucht nach der Heimath und ſeinen dort zurückgelaſſenen Lieben überhand nahm: da wußte der gute, alte Werther ihn ſtets ſo heiter und belehrend zu unterhalten, daß der Frohſinn des Knaben immer wiederkehrte und er, als ſie endlich dem Ziele ihrer Reiſe nahe waren, mit den luſtig trillernden Vögeln im Bauer des Verkäufers um die Wette ſang und jubelte. In den Orten, durch welche der Weg ſie

führte, ließ Paul ſein kleines Murmelthierchen tanzen, und alle gaben dem kleinen Savoyardenknaben gern einige Sous in die Mütze, die er ſchüchtern und erröthend in der Hand hielt. So kam es, daß er noch einen Theil ſeines Reiſegeldes übrig hatte, als er in Paris einzog.

## Fünftes Kapitel.

### Paris.

Pauls Staunen und Verwunderung über die prächtigen Häuſer und Paläſte, die wogende Menſchenmaſſe und das Geräuſch des Verkehrs ward endlich zu einem reinen Gefühl der Freude, wenn er dachte, daß ſeine liebe Tony hier einſt Alles das finden könnte, was ſie ſo ſehr bedurfte und entbehrte. In einem der kleinen, dunklen Gäßchen der Altſtadt nahm ein kleiner Gaſthof die beiden Wanderer auf, und nach einer kurzen Raſt ſchickten ſich Beide an, ihrem Erwerbe nachzugehen. „Du magſt mich heute begleiten, damit ich Dir doch wenigſtens in den benachbarten Straßen zum Führer diene," ſagte der Vogelhändler zu Paul; „dann mußt Du Dich freilich ſelbſt zurecht finden lernen; denn während Deine Marmotte tanzt, muß ich ausrufend durch die Straßen gehen und meine kleinen Vögel feil bieten. Dann kann ich nicht weiter auf Dich achten; doch am Abende treffen wir wieder in unſerem

Quartier zuſammen, und Du bringſt mir Deinen Erwerb, den ich Dir treulich verwahren will.“

Aengſtlich und zaghaft folgte der kleine Savyarde ſeinem Führer durch die nächſten Straßen und wagte es kaum auf die Läden und Gewölbe, die vorüberrollenden Wagen und die ihm gänzlich neue Erſcheinung der Soldaten einen bewundernden Blick zu werfen, aus Furcht durch das Gedränge der Laſtträger und Verkäufer von ſeinem Begleiter getrennt zu werden, und ſo hatte er kaum mehr als die Häuſer geſehen, als er am Abende ermüdet nach dem Wirthshauſe zurückkehrte, ohne einen Verſuch gemacht zu haben, ſeine Marmotte tanzen zu laſſen. Aber doppelt ſchwer fiel es nun dem armen Jungen aufs Herz, daß es wohl unmöglich ſei, in dieſer unzählbaren Menſchenmenge den Oheim Tonys aufzufinden, deſſen Namen er nicht einmal wußte, und dem er doch ſo gern das Glück ſeiner lieben Pflegeſchweſter anvertraut hätte. Da fiel ihm die Geſchichte jenes armen Dienſtmädchens wieder ein, und mit einem Gebet zu dem, in deſſen Hand allein das Gelingen all' unſerer Bemühungen liegt, ſchlief er ruhig ein.

Am andern Morgen begleitete Vater Werther, der einen Kunden in der Straße St. Denis aufſuchen wollte, den Knaben ein Stück des Weges, gab ſeinem jungen Freunde noch einige gute Lehren und trennte ſich dann von ihm. Paul ſchritt nun allein und zaghaft weiter; an dem Fenſter eines ſtattlichen Hauſes ſtanden zwei

Kgl. Univ. Bibl. Berlin



hübsche Kinder mit ihrer jungen, freundlichen Mutter, Paul faßte Muth, grüßte höflich, indem er sein Mützchen zog und nahm Marmotte aus dem Kasten. Während das muntere Thierchen tanzte, riefen die Kinder den kleinen Savoyarden herzu und warfen ihm ein Frankenstück in das Mützchen. Er dankte erfreut und grüßte abschiednehmend hinauf.

„O singe uns doch ein kleines Savoyardenliedchen," bat das jüngste Kind, ein blondes, rosiges Mädchen; da schüttelte Paul traurig den Kopf und sagte: „Ich kann nicht singen, liebe Herrschaft, denn ich habe nur die Vöglein des Waldes singen gehört."

„Hattest Du nicht ein so liebes Mütterchen, wie ich?" sprach das Mädchen wieder, „die es Dich gelehrt hätte, oder ein Schwesterlein?"

„Ich bin früh eine Waise geworden und hatte nie Geschwister," antwortete der Savoyardenknabe und schlich traurig weiter. Paul hatte noch nicht daran gedacht, durch ein Liedchen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich und sein kleines tanzendes Thierchen zu richten; aber er vermißte es sehr bald, denn obgleich er freundlich und laut rief: „Marmotte tanzt, herbei, herbei!" wie er es von andern Savoyardenknaben gehört hatte, so achtete doch selten Jemand auf den schüchternen Paul, und das Geschenk der Kinder am Morgen blieb der einzige Gewinn des ganzen Tages. Niedergeschlagen und hungrig schlich er, da es bereits dunkel wurde, nach der Herberge zurück

und mußte mehr als die Hälfte ſeines geringen Verdienſtes für ſein ärmliches Nachtlager und eine warme Suppe geben. Vater Werther ſprach ihm Troſt zu. „Vor Allem mußt Du ein hübſches Liedchen lernen," ſagte er zu dem Knaben, „und da ich ſelbſt kein ſolches weiß, auch ſchwerlich ein guter Geſanglehrer ſein würde, mußt Du ſuchen, Deinen kleinen Landsleuten aus Savoyen eines abzulernen. Habe nur Muth, mein guter Junge, und verſuche nur morgen wieder friſch Dein Glück." Aber der Morgen verſtrich, und Paul hatte noch keinen Sou eingenommen; eine Bäckersfrau reichte ihm endlich ein kleines Brot, das er mit Heißhunger verzehrte, indem er ſich dabei auf die Bank eines einſam ſtehenden Häuschens niederſetzte.

Da trat ein blaſſer junger Mann aus der Thür desſelben, ſah aufmerkſam und theilnehmend nach dem betrübten Knaben und fragte:

„Wer biſt Du, lieber Kleiner und warum biſt Du ſo traurig?" —

„Ach, Herr!" antwortete Paul offenherzig, „ich bin ein armer Savoyarde, wie Ihr ſeht, und betrübe mich, weil ich kein Liedchen weiß, um es zu ſingen, wenn ich Marmotte tanzen laſſe in den Straßen, damit die guten Menſchen mir eine Kleinigkeit ſchenken und ich recht bald Geld habe, um es dem Vater zu ſchicken und Tony."

„Armer Junge," ſprach wehmüthig lächelnd der blaſſe junge Mann; „alſo ein Liedchen würde Dich glücklich machen?"

„Ach ja, lieber Herr! O, wenn Ihr mich eins lehren könnet, — aber — ich habe ja nichts, um Euch dafür zu danken.“ —

„Du würdeſt gewiß ein dankbarer Zahler ſein,“ ſprach herzlich der Unbekannte; „doch komme mit zu mir herein, ich will Dir ſelbſt ein Liedchen machen und eine Weiſe dazu, wenn Du mir Deine Geſchichte erzählen willſt.“ Da folgte ihm Paul freudig in ſein Stübchen zu ebener Erde, darin es gar einfach und wunderbar ausſah. Das einzige, aber hohe Fenſter deſſelben zeigte auf ein kleines Gärtchen, worin die letzten Blüthen des Herbſtes ſtanden; grüne Weinranken faßten es ein und ſchmiegten ſich, beladen mit reifen Trauben, an die hellen Scheiben, dicht davor ſtand ein ſchwarzer Tiſch, bedeckt mit Papieren und Büchern; nur zwei Stühle, ein niederes Bett und einige Kleidungsſtücke auf Pflöcken an der Wand vollendeten die Ausſchmückung der Stube, in welche, trotz der herbſtlichen Kühle, die Luft durch das weit geöffnete Fenſter einſtrömte. Die Reſte eines ſehr beſcheidenen Frühſtücks und ein Glas Waſſer ſtanden, obgleich der Mittag längſt vorüber war, noch auf dem Tiſche.

Zutraulich gemacht durch die herzliche und theilnehmende Weiſe des Fremdlings, zu dem Paul eine plötzliche Zuneigung gefaßt hatte, erzählte der Knabe von der Heimath, dem Grabe der Mutter, des Vaters zunehmender Schwäche und von Tony; da nahm der junge Mann raſch das Schreibgeräth zur Hand, und in wenig Mi-

nuten hatte er ein Liedchen für Paul niedergeſchrieben, zu welchem er ihm auch eine paſſende Weiſe lehrte; — ſchon nach Verlauf einer Stunde ſang es der kleine Savoyarde mit rührender Stimme auf den Straßen. Er hatte ſich die Wohnung ſeines neuen Freundes wohl gemerkt und ſchied mit um ſo größerem Danke von ihm, als derſelbe ihm erlaubt hatte, wieder einmal bei ihm einzuſprechen. Das Liedchen*) aber, das Paul ſeiner Güte verdankte, lautete:

In Chamouny, da iſt ein Grab.
Da ſenkten ſie die Mutter hinab; —
Bald liegt der Vater nebenbei:
Marmotte tanzt, herbei! herbei!

Da liegen ſie nun unterm Gras,
Tagtäglich macht der Thau es naß,
Und bunte Blümlein blüh'n dabei:
Marmotte tanzt, herbei! herbei!

Leb' wohl, lieb' Vater, lieb' Mütterlein!
Und ließt Ihr mich auch ganz allein,
So bleibt mein Herz Euch doch getreu:
Marmotte tanzt, herbei! herbei!

Dies Herz iſt ja mein Muttergut,
Und drinnen ruht des Vaters Muth;
Wer ſagt, daß ich verlaſſen ſei? —
Marmotte tanzt, herbei! herbei!

*) Der Verfaſſer deſſelben iſt J. Pulvermacher.

In Chamouny, da iſt ein Grab,
Da ſenkten ſie all' mein Hab' hinab;
O, legt mich einſt dicht nebenbei:
Marmotte tanzt, herbei! herbei!

Als der kleine Savoyarde es ſang, mit weicher Stimme und einer Thräne im Auge, indeß Marmotte tanzte, bildete ſich ein immer dichterer Kreis um den kleinen Sänger und ſein gewandtes Thierchen, ſo daß er bald einen reichen Gewinn heim trug und dieſen am Abend jauchzend dem alten Werther übergab. Nun ſchon muthiger geworden, wagte ſich Paul auch auf die beſuchteren Straßen und Plätze der Stadt, in die Rue St. Honoré, Vivienne und Petits-champs; nach den Boulevards, den ehemaligen Wällen der Stadt, welche mit Bäumen bepflanzt ſind, an die ſich glänzend aufgeputzte Kaufmannsgewölbe, Reſtaurationen und koſtbare Gebäude reihen und wo die große Welt von Paris ſich am Abende zu verſammeln pflegt, reitend, fahrend und luſtwandelnd; — und immer reicher ward des Knaben Gewinn. Da er ſeiner einfachen Weiſe getreu, ſich immer nur die ſpärlichſte Koſt und ein hartes Strohlager gönnte, mehrten ſich die Frankenſtücke in der Kaſſe des kleinen Savoyarden, und oft brachte er auch ein Tuch oder Band für ſeine liebe Tony mit heim, das ihr Vater Werther mitnehmen ſollte, wenn er wieder nach Savoyen zurückkehren würde. Faſt jeden Tag ſprach er einige Augenblicke bei dem neuen Freunde ein, der ihm das hübſche Liedchen gelehrt

hatte, dem er so viel Dank schuldig war; und als dieser des Knaben Lernbegierde und so viele ganz unentwickelte Anlagen wahrnahm, bemühte er sich, ihn zuvörderst lesen und schreiben zu lehren. Da ging denn der kleine Savoyarde jeden Abend, ehe er nach seiner Herberge zu Vater Werther zurückkehrte, zu Herrn Ferrand, so hieß der Gütige, um sich von ihm unterrichten zu lassen.

Da Paul besonders im Schreiben rasche Fortschritte machte, so hoffte er bald im Stande zu sein, an seine liebe Tony schreiben zu können und ihr all' seine Sparpfennige zu schicken. Wie gern hätte er auch der lieben Pflegeschwester eine gute Nachricht über ihre Anverwandten gegeben; doch waren seine Nachforschungen noch ohne Erfolg gewesen. Wenn er an besuchten Plätzen vorüberging oder in eine Kirche trat, da sah er auf das Gesicht jedes ihm Begegnenden, um an einer etwaigen Aehnlichkeit mit Tony den Verwandten derselben zu erkennen; aber keines der hübschen Kindergesichter, die er sah, schien ihm so frisch und rosig, wie Tonys, und die älteren Männer, — denn nur unter diesen durfte er den Oheim Tonys zu finden hoffen, — waren alle viel häßlicher, als sein liebes Pflegeschwesterchen.

Er mußte gar oft an die fromme Marie denken, deren Geschichte ihm Vater Werther erzählt hatte, um nicht kleinmüthig zu werden, und so kam es denn, daß er endlich nur in der Kirche das zu finden hoffte, was er suchte. Er versäumte es daher an keinem Morgen, sich

in eine der zahlreichen Kirchen von Paris zu begeben, und oft fragte er im blinden Eifer seines Forschens hier und da einen alten Herrn, ob er nicht in der Ferne eine Nichte habe, ein hübsches blondes Mädchen, Tony geheißen, so daß er nicht selten hart und unwillig abgewiesen wurde. Wenn er nun darüber recht traurig ward, ging er zu Herrn Ferrand, der immer einige wohlthuende Trostesworte für seinen jungen Freund hatte und ihm oft kleine Erzählungen vorlas, in denen das rechte Gottvertrauen stets belohnt wurde. Auch lehrte er ihm noch manches kleine Liedchen, und Paul sang sie alle mit seiner klaren, hellen Stimme, und reiche Gaben wurden ihm stets zu Theil. Besonders gern und mit einem Zuge von Heimweh sang er das Liedchen:

Ich wollt', ich wär' ein Vögelein,
Könnt' schweben über Berg und Hain,
Könnt' fliegen über Land und Meer,
Bis daß ich in der Heimath wär'!
Die hohen Berge, blau und schön,
Die grünen Thäler möcht' ich seh'n.
Drum wär' ich gern ein Vögelein,
Daß ich könnt' in der Heimath sein.
O leite, Gott, mit treuer Hand
Mich wieder heim ins Vaterland!

Und die Zuhörer waren oft voll Mitleid, wenn der kleine Savoyarde dann still und traurig seinen Kasten schloß und rasch hinwegging, um sich in einem einsamen Winkel recht satt zu weinen.

Als Vater Werther seine Geschäfte beendet hatte, ging er wieder zurück und nahm Pauls Sparschatz und einen Brief an Tony mit, dieser lautete:

Meine herzliebe Tony!

In Paris bin ich nun, aber ich habe Deinen Vetter noch immer nicht gefunden, wohl aber einen Freund, dem ich viel von der Heimath und von Dir erzähle, und der so freundlich und gut ist, daß ich wünschte, er wäre Dein Onkel. Er hat mich lesen und schreiben gelehrt, und ich freue mich, daß ich Dir selbst sagen kann, wie ich mich immer nach der kleinen Hütte, nach dem Vater, Dir, ja — selbst nach Mutter Aenne zurücksehne. Manchmal muß ich gar weinen vor Betrübniß. — Ist auch Dein Vögelchen noch munter? und denkst Du manchmal an den armen Paul? Ist die Stiefmutter noch so oft böse? Ich schicke heut 20 Franks für Dich und 30 für die Eltern; das kleine rothe Tuch habe ich Dir im Palais Royal gekauft, von dem ich Dir viel erzählen werde, und den kleinen Ring von Pferdehaaren schenkte mir ein blinder alter Mann, vor dessen Krambude ich eines meiner Liedchen sang, die Herr Ferrand mich gelehrt hat. „Vergiß mein nicht!“ steht darin; ach! Du wirst Deinen Bruder wohl nicht vergessen; muß ich doch an Dich denken, wenn ich die Augen aufschlage am Morgen und am Abende bist Du wieder mein letzter Gedanke. Kaufe Dir nur von dem Gelde, das ich Dir in das rothe Tuch gepackt, Brot und Käse, wenn Du hungerst, und Futter

für Dein Vögelchen. Das Kreuzkraut, das ich ihm immer brachte, steht an der Kirchhofmauer, da, wo sie den lahmen Geiger Friedel begraben haben, der im Winter ertrunken war. Dabei fällt mir ein, wie hier die Leute große, prächtige Steine auf die Gräber setzen, ach, so schwer! da können die Todten gar nicht auferstehen am jüngsten Tage. Sind auch unsere Gräber noch schön grün, drinnen Deine und meine Mutter schlafen?

Ich werde Dir recht viel erzählen, wenn ich wieder bei Dir bin; wie reich die Leute hier sind, und wie viel schönere Kleider sie haben, als bei uns auf dem Dorfe; sie sind mir aber doch nicht halb so lieb als Du! Liesest Du auch noch fleißig in dem Büchlein? Ich gehe alle Tage in die Kirche und bitte da den lieben Gott für Dich und Vater Damkens, und dort wird mir gewiß einmal der Vetter begegnen; der liebe Gott wird mir ihn schon schicken, wenn ich nur erst so gut und fromm bin, wie die arme Marie, von der ich Dir eine rührende Geschichte erzählen werde, wann wir wieder beisammen sind. Ach, das wird noch recht, recht lange dauern! —

Vor einiger Zeit war hier der Geburtstag des Prinzen (das ist ein Sohn des Kaisers; aber Du wirst wohl auch nicht wissen, wer der Kaiser ist? Laß es Dir nur den Vater erklären) — und ganz Paris wurde mit Lampen erleuchtet; auf den höchsten Thürmen brannten Pechfackeln, es war so hell wie am Tage draußen. Ich ging mit Herrn Ferrand durch die Straßen und sagte: „Wie

muß der Königssohn ſich freuen über der Unterthanen Liebe." — Mein Freund aber ward ſtill; endlich ſagte er mir, daß die Beleuchtung der Stadt viele Millionen Franken koſten werde; und als wir in ein enges, kleines Gäßchen kamen, wo nur hin und wieder ein mattes Lämpchen hinter trüben Glasſcheiben brannte, führte mich Herr Ferrand in ein elendes Häuschen. Da lagen auf faulem Stroh ſechs arme Kinder, ihre Mutter ſah uns nicht eintreten, ſie war blind. Und Herr Ferrand ſchüttete ihr leiſe ſeine kleine Börſe in die Hand, da ſchrak ſie freudig zuſammen, die Kinder ſprangen auf und riefen: „Brot kaufen, Mutter! wir hungern ſchon ſo lange," — und ein Knabe lief und holte Brot, und die blinde Mutter ſchnitt Jedem ein Stück ab; da jubelten die Kinder, und die Mutter faltete ſtill die Hände, und Herr Ferrand führte mich an das Fenſterlein der elenden Kammer, da ſtand der Vollmond glühend am Himmel, und wie wir ſtill heim gingen durch die köſtlich erleuchteten Straßen, kam mir die ganze Herrlichkeit recht ärmlich vor.

Ich habe ſchon manches bei Herrn Ferrand gelernt; ach! hier ſind alle Leute viel klüger, als ich; nun, wenn ich nur darum nicht ſchlechter bin vor Gott und wenn Du mich nur lieb haſt, meine liebe Tony. Es iſt doch recht ſchade, daß Du nicht auch ſchreiben kannſt; aber ich will es Dir ſchon lehren, wann wir erſt zuſammen ſein werden. Grüße den Vater und auch Mutter Aenne und bleibe gut

Deinem treuen Paul.

## Sechſtes Kapitel.

### Ein treuer Freund.

Schwer trennte ſich der alte Werther von ſeinem kleinen Begleiter, der ihm unter bittern Thränen ſeinen ganzen Erwerb und den Brief an Tony übergab, ihm tauſend, tauſend Grüße an die liebe Heimath auftragend. Der arme Knabe blieb nun allein zurück, aber doch nicht verlaſſen; denn er hatte ſich mit der ganzen Liebe ſeines unſchuldigen Herzens an Herrn Ferrand gehangen, der wiederum an den täglichen Beſuchen des kleinen Savoyardenknaben Freude fand und ſich bemühte, ihm nützliche Kenntniſſe beizubringen.

Ferrand hatte keine Anverwandten, ja, kaum einen Freund in Paris; früh verwaiſt und immer kränklich, hatte er ſich ſtets ſchüchtern in ſeinem kleinen Häuschen zurückgezogen gehalten, von deſſen Ertrag er kümmerlich lebte. Dort hatte er, der Sohn eines gelehrten Sonderlings, nur den Wiſſenſchaften gelebt, vergeblich bemüht, einen ſeinen Fähigkeiten angemeſſenen Wirkungskreis zu finden, da es

ihm an Freunden und Fürſprechern fehlte, die dem gänzlich unbekannten jungen Manne eine kleine Stelle hätten verſchaffen können. Der dankbare Paul verſäumte es nie, ihm jeden Morgen ein Blümchen auf den Schreibtiſch zu legen, das der Herbſt noch mit ſeinem rauhen Athem verſchont hatte und an dem ſich Herr Ferrand ſtets erfreute, wäre es auch nur die beſcheidenſte Blume des Feldes geweſen; denn eben dieſe trugen ihm ſchöne begeiſternde Gedanken in ſeine einſame Zelle und erzählten ihm die Wunder der Allmacht Gottes. Aber mit Schmerz bemerkte Paul, daß ſein gütiger Lehrer und Freund immer bleicher und ſchwächer wurde und endlich ſein Bett nicht mehr verlaſſen konnte. Pauls erſter Gang am Morgen war nun zu dem lieben Kranken, und wenn der Tag ſich zu neigen begann, wo die Straßen oft noch am belebteſten waren und der Knabe den meiſten Gewinn hätte erwarten dürfen, da eilte er voll Liebe und Sorgfalt nach dem Häuschen, las dem Kranken vor, holte ihm die Arzenei herbei und wachte oft die ganze Nacht bei ihm, ohne in ſeine entfernte Herberge zurückzukehren, ja, oft ohne eine andere Speiſe genoſſen zu haben, als ein Stück Brot und einige Aepfel. Und als der kleine Savoyarde ſah, daß ſein armer, kranker Freund anfing, Mangel zu leiden und ſich jede Bequemlichkeit, jede Stärkung verſagte, da kaufte er ihm von ſeinem Erwerb Wein, Früchte und ſtärkende Speiſen, von denen er ſagte, daß ein ungenannter Freund des Kranken, der an ſeinen Liedern ein beſonderes

Wohlgefallen habe, ſie ihm ſchicke. Als die Gefahr der Krankheit ſtieg, verließ ihn der Knabe nur noch, um die Bedürfniſſe des Tages herbeizuſchaffen, wachte jede Nacht an ſeinem Bett und kehrte nicht mehr in die kleine Herberge zurück. Er hatte ſich, wie er es aus der Heimath gewöhnt war, ein Lager aus Moos und Heu bereitet; dort lag er zu den Füßen ſeines leidenden Freundes und bewachte mit unermüdlicher Treue deſſen Schlummer.

So war der Chriſtabend herangekommen; der Kranke lag traurig auf ſeinem Bett, und nur der Mond beleuchtete die einſame Stube; da ſchlich Paul leiſe herein, ſetzte ſein Käſtchen mit Marmotte in den Winkel, zündete das Licht an und machte geſchickt ein helles Feuer im Kamin; dann fing er an, einen Tiſch zu decken. Herr Ferrand ſah ihm ſtaunend zu, und ſeine Verwunderung ſtieg, als Paul aus einer nahen Garküche einen kleinen Vorrath von Speiſen herbeiholte: Fiſch, Braten und einen Krug Wein, ſowie Teller, Meſſer und Gabeln.

„Warum dieſen Ueberfluß?“ wollte eben der Kranke fragen; da that ſich wieder die Thür auf, und jene blinde Mutter, geführt von ihrem älteſten Knaben, trat mit ihren Kindern herein. Paul hatte die Armen zu ſeinem kleinen Weihnachtsſchmauſe geladen, da er wußte, daß er dem Kranken die größte Freude damit machen würde. Speiſe und Trank erquickten die Hungrigen, indeß Paul ſtill einen grünen Chriſtbaum mit vielen Lichtchen angezündet und am Fuße des Bettes aufgeſtellt hatte. — Die Kinder

ſprangen jubelnd auf und umringten den ſchönen Baum, darunter für jedes einige Aepfel lagen, — und Herrn Ferrand war es, als ſei er wieder ein Kind geworden und ſtehe vor der Chriſtbeſcheerung ſeines Vaters, draußen tönten die Glocken und die feierlichen Klänge eines Kirchenliedes; da breitete der Kranke, überwältigt von freudiger Rührung, ſeine Arme nach dem kleinen Freunde aus, ſtumm hielten ſie ſich umſchlungen und die blinde Mutter, die nur das frohe Geflüſter ihrer Kinder hörte, faltete die mageren Hände und ſprach:

„Sei Lob und Ehr' dem höchſten Gut!“

Spät trennte ſich die kleine Geſellſchaft; voll Rührung dankte die arme Blinde, mit Jubel dankten ihre Kinder Herrn Ferrand für den ſchönen Chriſtabend, denn ſie hielten jenen für den Freudenſpender. Pauls bittender Blick flehte den Kranken an, ſich dieſen Dank gefallen zu laſſen, und beglückt, wie nie, geleitete er ſeine Gäſte nach Hauſe. — Indeß war der Kranke ermattet in erquicklichen Schlummer geſunken, und Paul legte ſich auch ſtill auf ſein Lager und träumte von Engeln, und daß er das Angeſicht Gottes ſähe. —

Da der kleine Savoyarde ſeine Baarſchaft faſt ganz erſchöpft hatte, um den Chriſtabend ſo froh und ſchön zu feiern, mußte er am folgenden Tage den Kranken verlaſſen, um trotz der harten Kälte mit ſeiner Marmotte die Straßen zu durchziehen.

Unweit des Platzes, wo er ſein liebes, kleines Thier

tanzen ließ, waren einige Knaben verſammelt, um nach einer ſchönen Scheibe mit Blaſeröhren zu ſchießen. Sie ſchienen ſämmtlich die Kinder wohlhabender Eltern zu ſein, waren aber ſo wild und unbändig, daß der kleine Savoyarde ſein ärmliches Jäckchen nicht hätte tauſchen mögen um ihre feinen und ſtattlichen Kleider, wenn er zugleich ihre rohen Sitten hätte annehmen müſſen. Bald fingen ſie an, ſich über den Savoyarden und ſein Liedchen luſtig zu machen und ihm nachzuäffen. Das betrübte den armen Jungen, und er wollte eben weiter gehen, als der wildeſte der Knaben rief: „Holla, der Betteljunge ergreift das Haſenpanier, laßt uns ihm einige Thonkugeln nachſchicken, wie einem fliehenden Feinde!“ — Mit Jubelgeſchrei nahmen die andern Knaben den Vorſchlag auf, und nur einer von ihnen, ein freundlicher blonder Knabe, fiel dem Sprecher raſch in den Arm, der eben ſein Blaſerohr nach dem kleinen Savoyarden richtete. Während darüber ein Streit unter den Knaben entſtand, hatte der eine von ihnen bereits ſeine Thonkugel auf Marmotte abgeſchoſſen, und zwar ſo gut gezielt, daß das kleine Thier mitten im Tanz umſank und im Todeskampfe zuckte. Der Zorn übermannte faſt den armen Paul; doch ein Blick auf ſein liebes ſterbendes Thier wandte dieſem all' ſeine Aufmerkſamkeit zu. Jammernd warf er ſich auf die Erde, liebkoſte es und brach in lautes Weinen aus, als Marmotte mit matten, ſterbenden Augen ihn anſah und bald darauf ſtarr und kalt wurde. — Die wilden Unheilſtifter

Marmottes Tod.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin

hatten sich, da sie die Folgen ihres Uebermuthes sahen, furchtsam entfernt; Fido verfolgte sie heftig bellend, doch als er seines Herrn lauten Schmerzensruf hörte, kehrte er rasch zu diesem zurück und winselte, da er Marmotte todt am Boden liegen sah. Nur jener freundliche Knabe, der sich schon vorher milderen Sinnes gezeigt hatte, als seine Spielgefährten, war zurückgeblieben; er kam jetzt näher zu Paul heran, und seine blauen Augen standen voll Thränen, als er die heftige Betrübniß des kleinen Savoyarden sah. —

„Verzeih jenen Knaben," sprach er schüchtern, doch herzlich zu Paul; „sie hatten es wohl so böse nicht gemeint und wollten Dein armes liebes Thier gewiß nicht tödten. Nimm mein ganzes Taschengeld und kaufe Dir ein anderes Murmelthier, armer Junge." — Damit reichte er dem kleinen Savoyarden seine ganze Baarschaft, die in 12 Franks bestand; aber Paul wies die Gabe weinend zurück.

„Ich kann ein so liebes, treues Thier nicht mehr kaufen, — es hat mich nicht allein ernährt, es hatte mich auch lieb, und ich brachte es ja aus der Heimath mit. Ach, ich armer unglücklicher Knabe! — Womit soll ich nun Brot verdienen für meinen kranken Freund und Tony." Paul verhüllte sein Gesicht, und der fremde mitleidige Knabe, unfähig, den Armen zu trösten, legte still seinen Beutel in den leeren Kasten, darin sonst Marmotte gewesen war, und entfernte sich betrübt und niedergeschlagen,

indem er noch oft zurückblickte nach dem weinenden Savoyardenknaben. —

Traurig ſchlich dieſer endlich heim; er trug ſein todtes Thierchen im Arm, und ſeine Thränen fielen unaufhaltſam darauf. War es ihm doch aus der Heimath gefolgt bis hierher, Tony hatte es oft mit ihren kleinen Händchen geſtreichelt, und es war ja auch das Mittel geweſen, durch welches Paul ſo glücklich ward, den lieben Seinen eine ſo reichliche Unterſtützung ſchicken zu können und nun auch für ſeinen kranken Freund zu ſorgen. Jetzt war das arme Thier todt, und Paul wußte kein Mittel, dem nothwendig daraus entſpringenden Verluſte zu begegnen. Er kam ſich nun hülfloſer vor, denn je, in der fremden Stadt; doppelt unglücklich, weil er nicht hoffen durfte, ſeinem kranken Freunde den Lebensunterhalt verſchaffen zu können; denn wenn er auch ein Botengänger werden wollte, ſo konnten Tage und Wochen vergehen, ehe er bekannt genug wurde, und dann mußte er ja ſeinen theuren Kranken faſt den ganzen Tag verlaſſen. — Herr Ferrand ſchlief, als der Knabe in das Zimmer trat und leiſe den Kaſten in die Ecke ſetzte, dann nahm er ſein treues Thier heraus, ſchlich ſich in das Gärtchen und begrub es unter die blätterloſen Roſengeſträuche. Weiße Chriſtblumen nickten über das kleine Grab, das der Savoyardenknabe mit heißen Thränen einweihte und dem er ſo lange ſtill ſtand, bis mit ſeinem Gebete auch ſein Muth wiederkehrte und der Glaube an den großen und allmächtigen

Helfer im Himmel. Als er dann wieder in das kleine Zimmer trat, das er ſtets mit großer Sorgfalt ſäuberte und in Ordnung hielt, erwachte der Kranke. „Mich hungert!“ ſagte er leiſe, und Paul hätte laut aufweinen mögen vor Schmerz, denn er hatte keinen Sou in der Taſche, kein Stückchen Brot für ſich und den Kranken, auch war die Medicin zu Ende, und in ſeiner Verzweiflung beſchloß er, zum zweiten Male ſeinen lieben Pudel zu verkaufen, um ſeinen Freund vor Hunger zu ſchützen. Er rief Fido leiſe zu, und das treue Thier, erfreut, daß ſein Herr ihn endlich wieder zu bemerken ſchien, ſprang ſo raſch herbei, ihm zu folgen, daß der leere Kaſten, darin ſonſt Marmotte ſchlief, umſtürzte und der Beutel jenes weichherzigen Knaben mit leiſem Silberklange zu Boden fiel. So ward dem guten Jungen das neue Opfer erſpart; — er eilte frohen, dankbaren Herzens, von dem unerwartet gefundenen Gelde die Bedürfniſſe des Kranken zu beſtreiten, ohne ihn durch die Nachricht von Marmottens Tode zu betrüben; und von dem Tage an ward Pauls Ausdauer belohnt, denn der Kranke fing an zu geneſen.

Endlich konnte Ferrand wieder außer Bett ſein, und Pauls Jubel war grenzenlos; ſagte ihm doch eine leiſe Stimme, daß ſeine Liebe und Treue Theil habe an der Erhaltung jenes theuren Lebens; und innig dankte er Gott dafür, daß er ihm vergönnt habe, ſeinem Wohlthäter zu vergelten, was er Gutes an ihm, dem armen

Savoyardenknaben, gethan hatte. Nun konnte Ferrand auch wieder arbeiten, und gemeinſchaftlich erwarben die Freunde, was ſie bedurften. Aber Pauls Sparkaſſe blieb noch immer leer, denn da er jetzt ſeine Liedchen ſang, ohne ſie durch Marmottens Tanz zu begleiten, zog er weniger die Aufmerkſamkeit auf ſich, und immer ſchwächer ward die Ausſicht, wieder eine kleine Summe nach Savoyen ſchicken zu können. Indeß nahmen auch ſeine Lehrſtunden bei Herrn Ferrand wieder ihren Anfang, und der Knabe machte in allem Wiſſenswerthen raſche Fortſchritte.

So war der Winter vorübergegangen, und der Lenz kam mit ſeinem duftigen Grün, ſeinen jubelnden Vögelchören, den ſummenden Käfern und dem tanzenden Mückenvölkchen, da ſtand der kleine Savoyarde eines Tages am Vendome-Platz und wollte eben ſein Liedchen beginnen, da kam ein großer Burſche eiligſt gelaufen und ließ, als er dicht an Paul vorüber kam, ein Päckchen zu deſſen Füßen niederfallen. Vergeblich bemühte ſich unſer kleiner Freund, den Knaben zurückzurufen; er hob endlich das Päckchen auf, und im nächſten Augenblicke rief man hinter ihm: „Haltet, haltet den Dieb!“ Der arme Savoyarde ward plötzlich von Leuten umringt, feſtgenommen und, ohne die Urſache davon begreifen zu können, ins Gefängniß gebracht. Umſonſt betheuerte er ſeine Unſchuld; man hatte das Päckchen mit geſtohlenen Waaren bei ihm gefunden und hielt ihn für den Dieb, während Jener ſich vielleicht in Sicherheit der gelungenen Liſt freute.

Tief betrübte ſich der arme Knabe, daß man ihn ſo ſchlechter Handlung fähig halte, und mit jeder Minute, die er in dem Gefängniſſe zubringen mußte, ſtieg ſein Schmerz und Unwille, wenn er bedachte, wie Herr Ferrand ſich über ſein Ausbleiben ängſtigen würde, wie er ihn vielleicht jetzt auf Unkoſten ſeiner noch ſchwachen Geſundheit in den Straßen ſuchte. Fido war ſeinem Herrn auch bis zum dunklen Kerker gefolgt; aber dort ward ihm der Einlaß verweigert, und winſelnd legte er ſich vor die Thür. Seine Nähe war rührend und tröſtlich für den kleinen Gefangenen, der mit leiſer, freundlicher Stimme das Bellen des Ungeduldigen zu beſchwichtigen ſuchte. Aber ein langer Tag und eine noch längere Nacht vergingen, ohne daß Jemand nach dem Savoyardenknaben gefragt hätte, außer dem Gefängnißwärter, der mit unveränderter Gleichgiltigkeit ihm Brot und Waſſer brachte, aber keine Frage des armen Knaben beantwortete. Da wollte unſerm guten Paul das Herz brechen, aber noch zur rechten Zeit fiel ihm wieder die Geſchichte jener Marie ein, und er würde ruhig und froh geworden ſein, hätte nicht der Gedanke an Herrn Ferrand ſo viel Peinigendes für ihn gehabt. Der folgende Tag war ein Sonntag, und Paul durfte nun gar nicht hoffen, verhört zu werden, er ſtand weinend an dem kleinen, mit eiſernem Kreuz vergitterten Fenſter und ſchaute nach dem blauen Himmel. Das kleine Gemach war zu ebener Erde gelegen, und Paul konnte einen weiten, freien Platz überſehen, der zu

einem großen Gebäude zu gehören ſchien und auf dem zwei Knaben Ball ſpielten. Er ſah wehmüthig dem fröhlichen Treiben zu, — da führte ein zu ſtarker Schlag den bunten Ball ſo dicht in die Nähe des kleinen Gefangenen, daß Paul den Knaben erkannte, der den Ball zu ſuchen kam. Es war derſelbe, der ihn einſt getröſtet hatte, als man ihm ſein liebes Murmelthier tödtete, und der ihm ſeine kleine Börſe ſo großmüthig aufgedrungen hatte. Ein gewiſſes Zutrauen, welches Paul zu ſeinem kleinen Wohlthäter hatte, gab ihm den Muth, dem Knaben zuzurufen und ihn zu bitten, daß er doch zu Herrn Ferrand gehen und ihm ſagen möge, wie er zwar gefangen, aber unſchuldig ſei und gewiß bald zu dem lieben Freunde zurückkehren dürfe.

Kaum hörte der fremde Knabe von dem Unglück des kleinen Savoyarden, als er freudig rief: „Nun ſieh, lieber Junge, da kann ich Dir doch nun vergüten, was meine muthwilligen Kameraden Böſes an Dir gethan. Ich werde gleich zu Herrn Ferrand ſchicken, aber auch meinem Vater, dem Polizeipräſidenten, von Deiner unverſchuldeten Haft erzählen und ihn bitten, daß Du bald ſo frei wirſt, wie die blaue Luft.“ Damit eilte der gute Knabe davon, und Paul weinte nicht mehr. Ehe die nächſte Stunde verging, holte ſein kleiner Fürſprecher ihn auf Befehl ſeines Vaters aus dem dunklen Kerker und führte ihn triumphirend in die ſchönen, hellen Räume eines großen Hauſes.

Der Präſident nahm ihn gütig auf, ließ ſich umſtänd-

lich ſeine ganze Geſchichte erzählen, da die Mittheilungen ſeines Sohnes und deſſen Schilderung ihn ſchon für Paul eingenommen hatte, erkannte er bald die Unſchuld des kleinen Gefangenen und verſprach ihm, Alles für ſein weiteres Fortkommen zu thun.

„Ach, lieber Herr," antwortete der dankbare Knabe, „ich bin wohl zufrieden und verdiene mir eben, was ich brauche, aber wenn Sie ſo gütig ſind, möchten Sie doch meinem braven Freunde irgend ein Unterkommen verſchaffen. Er hat ſo viel an mir armen Knaben gethan, daß ich es ihm niemals genug danken kann, und doch iſt er ſo arm und ernährt ſich kümmerlich."

„Wer iſt dieſer Freund?" fragte der Präſident, und Paul entwarf nun eine ſo rührende Schilderung ſeines geliebten Lehrers, daß der Präſident beſchloß, ſich näher nach dem jungen Manne zu erkundigen. Er ließ ſeine Equipage vorfahren und begleitete mit ſeinem Sohne den kleinen Savoyarden bis zu dem Häuschen, das Herr Ferrand bewohnte. Dieſer war eben im Begriff, ſelbſt zu dem Polizeipräſidenten zu gehen und für ſeinen kleinen Freund zu ſprechen, da trat jener mit ſeinem neuen Schützlinge bei ihm ein. Jubelnd eilte Paul auf Ferrand zu, umſchlang ſeinen Hals, küßte ſeine Hände, und dieſer neigte ſich in ſtummer Rührung über den treuen Freund. Da ging dem menſchenfreundlichen Präſidenten das Herz auf und er beſchloß, für dieſe edlen Menſchen nach beſten Kräften zu ſorgen.

Er unterhielt ſich lange mit dem jungen Manne, während Paul und der Sohn des Präſidenten draußen im Gärtchen herumſprangen und ſich an Fido's Poſſen ergötzten. Die beſcheidene Weiſe Ferrands ſagte dem Präſidenten ſo ſehr zu, ſeine Fähigkeiten befriedigten ihn ſo gänzlich, daß er ihm mehrere Lehrſtunden für ſeinen Sohn übertrug und ihm auch die nächſte offene Stelle an ſeinem Bureau verſprach.

Ferrand war, da ihm eine entſprechende Thätigkeit verheißen ward, überglücklich, und die beiden Knaben ſchloſſen einen innigen Freundſchaftsbund, der Präſident aber erklärte, daß Paul den Lehrſtunden Herrn Ferrands bei ſeinem Sohne beiwohnen ſolle, und dann trennten ſich die neuen Bekannten. Paul gab ſich nun ganz der Freude hin, wieder bei ſeinem theuren Lehrer zu ſein; er ſegnete die kurze Zeit ſeiner Haft, da ſie zu einem Mittel für das Glück des Geliebten geworden war. „Ja, ja," ſagte er, wie er die wunderbare Führung Gottes darin überdachte:

„Wir können's nicht ergründen,
Wir können nur vertrau'n!"

Schon am nächſten Tage begann der neue Unterricht, und im Laufe des dritten Monats war Herr Ferrand als der erſte Secretär des Präſidenten angeſtellt. Er bewohnte fort und fort das kleine Häuschen, pflegte ſeine Blumen und ſchrieb in den Stunden der Erholung zur Belehrung oder zur Freude ſeiner beiden lieben Schüler.

Paul benutzte nun auch den Einfluß des Polizeipräsidenten, um Nachricht von den Verwandten seiner Tony zu erhalten; aber alle Mühe blieb vergeblich, und da er nun nicht mehr auf den Straßen umhergehen durfte, weil sein großmüthiger Freund die Bedürfnisse des Knaben bestritt und für dessen bessere Ausbildung sorgte, durfte der junge Savoyarde auch nicht hoffen, die Seinen früher unterstützen zu können, bis er sich selbst sein Brot zu verdienen im Stande wäre. Das war ein Tropfen Wermuth für den Armen; aber wie erfreut ward er, als Ferrand ihm einen Theil seines Gehaltes gab, damit er es nach der Heimath schicken solle. „Denn," sagte er, „Deine Eltern sind nun auch die meinen, und ich will an den Rechten und Pflichten dessen Theil nehmen, der in den Tagen der Krankheit und Noth mein treuer Versorger und liebevoller Pfleger gewesen ist."

Da hing der Savoyarde wieder am Halse des Freundes, und die Worte fielen ihm ein, die sein Vater einst zu ihm gesagt hatte: Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, der findet solchen Freund! —

## Siebentes Kapitel.

### Ein ſeltſames Zuſammentreffen.

Paul beſuchte nun auf den Wunſch des Präſidenten mit deſſen eignem Sohne eine gute Schule und lernte mit Fleiß und Eifer. Je mehr Fortſchritte er machte, deſto lebhafter wurde ſein Wunſch, Arzt zu werden und in ſeiner unvergeſſenen Heimath den armen Leuten, deren es dort ſo viele gab, ein Helfer zu ſein. Ferrand war mit dieſem Gedanken ganz einverſtanden und that nach Kräften das Seine, um Paul für ſeinen künftigen Beruf vorzubereiten.

So vergingen raſch mehrere Jahre, Paul ſchrieb fleißig an ſeine liebe Tony, ohne jemals eine Antwort zu erhalten; er ſchickte ihr ſtets die großmüthige Unterſtützung ſeines Freundes zu, theilte aber, nach dem Wunſche des letzteren, ihr nichts von der Veränderung ſeiner Verhältniſſe mit. Endlich kam der alte Vogelhändler wieder einmal nach Paris und brachte zu Pauls unausſprechlicher Freude ihm einen Brief von Tony. Sie ſchrieb:

Mein lieber, lieber Paul!

Wie freue ich mich, daß ich endlich einen Brief an Dich ſchreiben kann; es geht zwar langſam, und ich komme jeden Tag nur einige Zeilen weiter damit, aber es geht doch; Deine Tony kann Dir nun ſelbſt ſagen, wie lieb ſie Dich hat, wie oft ihr gar bange iſt nach dem fernen Pflegebruder. Meine Mutter hatte mich ſchon frühe gelehrt, Buchſtaben zu machen, aber das Zuſammenſetzen ward mir noch ein Bischen ſauer; ja, ich hätte es gewiß nie gelernt, hätte ich mich nicht ſo ſehr über Deinen erſten Brief gefreut und nun alle Tage geſeſſen, um Buchſtaben zu ſchreiben und Wörter zuſammenzuſetzen. Wollte es mir einmal zu ſauer werden, da dachte ich an die Freude, die Du haben würdeſt, wenn ich Dir ſchriebe, und ich hatte wieder Muth und Luſt.

Ich danke dem lieben Gott alle Tage, daß es Dir gut geht, daß Du geſund biſt und in der großen, ſchönen Stadt die kleine Hütte und Deine Tony nicht vergeſſen haſt. Uns geht es freilich nicht gut, und hätte ich nicht die ſchönen Briefe von Dir, da wüßte ich gar nicht, was mich tröſten ſollte. Denke Dir nur, der Vater war eine lange Zeit recht krank und litt große Schmerzen; nun iſt es beſſer mit ihm, denn er iſt im Himmel, wo Deine Mutter Elſe iſt und auch mein gutes Mütterlein. — Er ſchlief ganz ruhig ein und hatte ſein Geſicht dabei auf meine Schulter gelegt. Aenne nahm es ihm faſt übel, daß er geſtorben war und ſie ohne Verſorger gelaſſen hatte.

Du lieber Gott, der Menſch kann ſich doch keine Spanne anſetzen zu ſeinem Leben! Ich weinte nicht, daß er geſtorben war, denn ſein blaſſes Geſicht ſah ſo zufrieden und ruhig aus, wie ich es nie im Leben bei ihm geſehen hatte, und da dachte ich, es müſſe ihm doch wohler ſein, als ſonſt. Du, armer Paul, warſt in der Fremde und wußteſt es nicht, daß Dein Vater ſtarb; hätteſt Du nicht immer Geld geſchickt, ſo hätte mich Aenne gar nicht mehr bei ſich behalten, denn ſie dachte, jetzt werde ſie ganz erhungern müſſen. Plötzlich ward ſie krank, ſchwer und lange; ich pflegte ſie, ſo gut ich es vermochte; da wendete ſie mir endlich ihr Herz zu und ward auch viel freundlicher und milder, als ſonſt. Ach, die Trübſal iſt dem Menſchen wohl gar gut, daß er fromm und demüthig wird, und auch ich bin wohl nur darum eine Waiſe geworden, daß Gott ſeine wunderbaren Wege offenbar mache an mir. — So ſitze ich jetzt an dem Bett der Kranken, ſpinne fleißig und rede dabei von Dir mit Mutter Aenne, und ob Du wohl bald heim kommen würdeſt. Mein Vöglein iſt ſo luſtig, wie zuvor, und ich ſchäme mich ordentlich vor ihm, wenn ich einmal kleinmüthig werde; es frißt ſein Futter nur aus meiner Hand, das treue Thier. Auf den Gräbern, wo unſere Eltern ſchlafen, blüht das Immergrün, das Du darauf gepflanzt, mit vielen ſchönen blauen Blümchen. Wirſt Du denn nun bald heim kommen, Paul? Wir wollen dann beide für die Mutter arbeiten, ſind wir doch jetzt groß genug dazu, und wenn Du nur

wieder hier bist, wird mir Alles leicht werden. Die Mutter grüßt Dich — und die schönen blauen Berge — und das grüne Thal, am treuesten aber

Deine Tony.

Schmerz und Freude kämpften in der Brust des Savoyarden, als er diesen Brief gelesen; er fühlte, daß seine Nähe der beste Trost sein würde für die arme Waise, deren Beschützer er sein wollte, und wie schwer ihm auch das Scheiden fallen würde von seinen lieben Freunden, von seinen Hoffnungen, — doch schien es ihm eine Pflicht seines treuen Herzens, zu den vereinsamten Seinen zurückzukehren. Er eilte zu Ferrand, um diesem seinen Entschluß mitzutheilen; aber dieser war eben bei dem Präsidenten, und Paul schickte sich an, den Freund und den Gönner sogleich aufzusuchen. Sein Weg führte ihn an der Magdalenenkirche vorüber, er wollte eben in den schönen Säulengang der Kirche treten, da rollte eine prächtige Kutsche herbei, aus der eine Dame und ein Mädchen von etwa 6 Jahren stiegen, denen ein Dienstmädchen folgte.

Paul zog sich bescheiden zurück, um der Dame den Vortritt zu lassen, da sprang Fido mit frohem, lautem Gebell an dem jungen Mädchen empor. Besorgt wandte sich die Mutter um, aber das Dienstmädchen rief freudig erstaunt: „Ach, das ist ja der Pudel, der unserer Ida das Leben gerettet und mich vor halber Verzweiflung bewahrt hat! Sehen Sie nur das treue Thier, ich bitte!“ Da glänzte das Auge der Mutter freudig; sie liebkoste den

Hund, der immer wieder luſtig an dem Mädchen aufſprang, das ſeine Arme nach ihm ausſtreckte in einem Zuge unbewußten Dankgefühls, und Paul mußte der Dame verſprechen, ſie nach dem Gottesdienſt in ihre Wohnung zu begleiten. Dort mußte er ihr von ſeinem treuen Thiere erzählen, und in ſeiner einfach offenen Weiſe flocht er die Geſchichte ſeiner Kindheit, ſeine treue Liebe für die arme Tony ein, ohne es zu wiſſen und zu wollen.

Immer aufmerkſamer ward die Zuhörerin; endlich ſprang ſie auf, nahm ein Miniaturbild von der Wand und hielt es raſch unſerem jungen Freunde vor. „Tony!“ jauchzte dieſer nach einem Moment der Ueberraſchung, „meine liebe Tony, — nur älter und größer, — bitte, woher iſt das Bild?“

Da fielen Freudenthränen aus dem Auge der Dame, und ſie eilte in ein anſtoßendes Gemach, wo ein alter Herr zu arbeiten ſchien. „Väterchen, Väterchen!“ rief ſie, „ich bringe Dir viel des Guten auf einmal, erſtens den braven Hund, den Lebensretter unſerer Ida, und dann ſeinen jungen Herrn, der uns Nachricht von einem Weſen geben kann, das uns ſo theuer iſt, deſſen dunkles Geſchick uns ſo viel Kummer gemacht hat.“

„Wäre es möglich!“ ſprach eine milde Stimme, „von unſerer Louiſon?“ und aus dem Gemache trat ein freundlicher alter Herr im Schlafrock, Paul erſtaunt betrachtend.

„Nicht von ihr, aber doch von ihrem Kinde,“ ſprach

die Tochter. „Die liebe Tony, von der uns Louisons letzter Brief erzählte, ist dieses jungen Menschen Pflegeschwester; seine Eltern haben sich der armen kleinen Waise erbarmt, und ein Thal Savoyens bewahrt jetzt den Schatz, der uns nicht länger entzogen werden darf."

„Ist es möglich, Ihr seid Tonys Anverwandte?" rief erfreut der junge Savoyarde; „nun, Dank sei Gott, der mich Euch finden ließ." Aber plötzlich füllten sich seine schönen Augen mit Thränen, und er sprach traurig: „Ach, nun ist wohl Tony verloren für mich!"

„Nein, mein junger Freund," sprach der gutmüthige Alte, „Du sollst und wirst ihr Freund bleiben und der unsere werden; ich will an Dir zu vergelten suchen, was Deine Eltern, was Du Gutes an dem Kinde meiner Nichte gethan hast, und ihr Alle sollt mir die letzten Tage meines Lebens versüßen, in denen viel Glück, aber auch viel Sturm und Trübsal gewesen ist." Der Greis hielt seine Tochter dabei umschlungen und legte seine zitternde Hand auf Pauls Stirn, indeß Ida sich zärtlich an Letzteren schmiegte und auch den treuen Fido mit in die Gruppe zog. „Der gehört auch dazu," sagte sie lächelnd, „sonst wäre ja alle Eure Freude ins Wasser gefallen." An dem frohen Pochen seines Herzens fühlte Paul, welch' ein Glück seine Tony im Kreise dieser guten Menschen erwarte. Immer lieber gewann der Greis den jungen Savoyarden, und als dieser ihm endlich Tonys Brief gab und ihm sagte, daß er nach Savoyen reisen wolle, da schlug der

gute Alte lächelnd auf die Schulter Pauls und ſagte: „Nun, Du ſollſt auch reiſen und uns Deine Pflegeſchweſter holen; ich werde Dich mit allem Nöthigen dazu ausſtatten.“ Wie ein Träumender verließ nun Paul die lieben Menſchen, zu denen ſpäter noch Ida's Vater gekommen war, der unſern Paul eben ſo dankbar und herzlich willkommen hieß, und eilte zu Ferrand, ihm ſein Glück mitzutheilen.

„Nun denn, mein lieber Junge,“ ſprach dieſer freudig, „ſo will ich Dich begleiten und mit Dir einziehen in Dein heimathliches Thal, um Zeuge zu ſein der Freude, die nach wunderbaren Prüfungen immer wieder aufgehen muß den frommen Herzen. Der Präſident wird mir den Urlaub wohl bewilligen, und morgen ſchon wollen wir reiſen.“

Da erſt war Pauls Freude vollkommen; mit Ungeduld betrieb er alle Anſtalten zur Reiſe, und als er zu Tonys Oheim kam, um von ihm Abſchied zu nehmen, gab ihm dieſer ein Taſchenbuch mit Papiergeld, das er ſeiner Mutter als eine Schadloshaltung bringen ſollte für die Aufnahme der Waiſe. Beſchämt wollte Paul dieſe großmüthige Belohnung abweiſen, aber der Alte ſprach: „Ich bin reich geſegnet mit irdiſchen Glücksgütern und will, daß Ihr guten Menſchen Theil daran habt. Sorge Du dafür, daß Deine Mutter eine treue Pflegerin und ein ruhiges Alter habe; denn Du, mein Sohn, und Tony, Ihr müßt bei mir bleiben bis an mein Ende.“ Auch die Dame gab Paul tauſend Grüße und ſchöne Geſchenke mit für Tony, und der bequeme Reiſewagen des Onkel Treu-

feld, so hieß der alte Herr, nahm nun die beiden Freunde auf, sie dem Ziele ihrer Reise entgegenführend.

Endlich lag das reizende Thal vor ihnen, und das Herz des jungen Savoyarden klopfte ungestüm vor Freude und Sehnsucht. Als ein armer Knabe, mit seiner Marmotte auf dem Rücken, hatte er einst diesen Weg gemacht, und mit einem lieben Freunde, einer frohen Botschaft und reich an Geld zog er wieder ein in das heimische Thal. Und als nun die kleine Hütte jetzt in der purpurnen Beleuchtung des Sonnenunterganges vor ihnen lag, da sprang Paul rasch aus dem Wagen, die heilige Heimath-Erde mit seinen Lippen zu berühren, als ein echtes Kind der Berge. Er hatte schon zuvor seinen Anzug mit einem groben Jäckchen vertauscht, einen breiten Hut auf die vollen Locken gedrückt und einen Reisestab in die Hand genommen, genau so, wie er vor sechs Jahren die Heimath verlassen hatte, und obgleich er nun groß und schlank geworden und sein ganzes Wesen feiner und edler war, so lag doch noch dieselbe Einfachheit in den milden, treuherzigen Zügen, wie ehemals, und er eilte rasch dem Freunde voran, der mit theilnehmendem Herzen folgte. Die Fenster der kleinen Hütte waren nach der Gegend zu, wo die Sonne eben unterging, geöffnet, und Paul hörte deutlich den frohen Gesang von Tonys Vöglein. Fido wollte ungeduldig nach der Thür; aber Paul winkte ihm zurück, bedeutete ihn, still zu sein, und indem er näher zu der Hütte trat, begann er zu singen:

Durch die ſchneebedeckten Straßen
Zieht ein kleiner Savoyard',
An der Kette die Marmotte;
Beide ſind von Froſt erſtarrt.
Trotz des Feuerblicks des Auges
Wird zu Eis der Thränenquell,
Nur das Liedchen, das er ſinget,
Tönet wie ein Glöcklein hell:

„In Chamouny, da iſt ein Grab,
Da ſenkten ſie den Vater hinab;
Die Mutter liegt dicht nebenbei:
Marmotte tanzt; herbei, herbei!

Da liegen ſie nun unterm Gras,
Tagtäglich macht der Thau es naß,
Und bunte Blümlein blüh'n dabei:
Marmotte tanzt; herbei, herbei!

Leb' wohl, lieb' Vater, lieb' Mütterlein!
Und ließet Ihr mich auch ganz allein,
So bleibt mein Herz Euch doch getreu:
Marmotte tanzt; herbei, herbei!

Dies Herz iſt ja mein Muttergut,
Und drinnen ruht des Vaters Muth;
Wer ſagt, daß ich verlaſſen ſei?
Marmotte tanzt; herbei, herbei!

In Chamouny, da iſt ein Grab,
Da ſenkten ſie meine Hab' hinab.
O, legt mich einſt dicht nebenbei:
Marmotte tanzt; herbei, herbei!"

Die Heimkehr.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Kgl. Univ. Bibl.
Berlin.

Als der letzte Ton verklungen,
Da umklammert ihn ein Arm,
Und die Thräne, die er weinet,
Wird an ros'ger Lippe warm.

Nicht weiter konnte Paul ſingen, ſeine Stimme zitterte vor Rührung und Verlangen; ſchon bei den erſten Strophen war ein junges Mädchen, ſchlank und friſch, wie die Tannen der Berge, in die niedere Thür getreten, um ſeinem Geſange zu lauſchen. Sie kam endlich heraus, trat unruhig einige Schritte näher und eilte plötzlich mit dem jauchzenden Ausrufe: „Paul! Mein guter, lieber Paul!“ auf den jungen Savoyarden zu, der nun ſeine Arme feſt um ſie ſchlang und wie ein Kind weinte vor Freuden. Der treue Pudel ſprang indeß nach der Hütte und wieder zurück zu den Glücklichen und lockte ſo Mutter Aenne heraus, die nicht ſobald den Stiefſohn erkannt hatte, als ſie ihm auch ſchon ein herzliches „Willkommen“ zurief, ihn freundlich nach der Hütte zog und gar nicht aufhören konnte, ihre Verwunderung darüber auszuſprechen, wie groß und ſchlank er geworden ſei. Aber mitten in allem Jubel blieb Paul doch ſeines Freundes eingedenk; er führte ihn zu Tony, zeigte ihn dieſer mit Stolz, und längſt ruhte der weite Mantel der Nacht über dem ſtillen Thale, da ſaßen die glücklichen Menſchen noch zuſammen in dem niederen Stübchen und hatten ſich noch ſo viel zu fragen und zu beantworten, daß Mutter Aenne endlich die beiden Gäſte gewaltſam forttrieb, ihr Nachtlager zu ſuchen, das im duftigen

Heu des Bodens bereitet war. Nicht ohne Rührung und Schmerz betrachtete Paul den Sorgenſtuhl, auf dem ſonſt der Vater geſeſſen hatte; aber er wußte, daß der Vollendete an einem Orte vollkommener Seligkeit war und eines Glückes genoß, wie es die Welt nicht zu geben vermag. Er beſchloß, das Andenken an den biedern Vater zu ehren durch einen unſträflichen Wandel vor Gott und den Menſchen.

## Achtes Kapitel.

### Ende gut, Alles gut.

Ferrand fand ſich aufs wohlthuendſte angeſprochen von dem Zauber der großartigen Naturumgebung, von der einfachen Weiſe dieſer armen Thalbewohner. Tony ward beſonders ſchnell befreundet mit ihm, denn ſie betrachtete den Freund ihres Paul als deſſen größten Wohlthäter, und Ferrand genoß zum erſten Male die Seligkeit, die uns dankbare Menſchen bereiten, welche uns lieben.

Tony konnte ſich nicht genug wundern über die ſchönen Sachen, die ihr die Baſe mitgeſendet hatte, über das prächtige Fuhrwerk, das dem Onkel gehörte; aber ſie dachte doch voll Bangigkeit daran, wie ſie zu den reichen und vornehmen Leuten paſen würde in ihrer ſchlichten Weiſe. Paul wußte ſie darüber zu beruhigen; gemeinſchaftlich gingen ſie dann mit Herrn Ferrand nach dem Kirchhofe, um für eine lange Zeit Abſchied zu nehmen von den theuren Raſenſtellen. Paul ließ die baufällige Hütte für Mutter Aenne ausbeſſern und gab dem Pfarrer eine beträchtliche

Summe Geldes für die alte Frau und verſprach mehr zu ſchicken, wenn dies aufgezehrt ſei. So genügte er jeder Pflicht, und während Tony ſich zur Abreiſe bereit machte, durchſtreifte Paul mit ſeinem Freunde die ſchönen Berge und Schluchten und beſuchte alle die Plätze noch einmal, die ihm ſeine Heimath lieb und unvergeßlich gemacht hatten. Schwer trennten ſich endlich die Reiſenden von Mutter Aenne; aber herber noch war der Abſchied, den Paul von ſeinem treuen Hunde nehmen mußte, der immer ſchwächer geworden war von Tag zu Tag und ſich endlich nicht mehr weiter bewegen konnte, als vor die Hütte. Dort, wo wir ihn im Anfange unſerer Erzählung zuerſt geſehen haben, legte er ſich ſtill in den Sonnenſchein und drückte den Kopf feſt an die Erde. Als der ſchöne Reiſewagen vorfuhr und Paul ihm ſchmeichelnd zurief, da wollte er ſich emporraffen; aber matt ſank er nieder, und jetzt erſt bemerkte man, daß das treue Thier ſchon blind war. Paul ſtreichelte und liebkoſte ihn, und ſelbſt Tony weinte um das gute Thier; endlich mußten ſie es verlaſſen, und als der Reiſewagen raſch fortrollte, da hob Fido noch einmal den Kopf in die Höhe, ſtieß ein kurzes Geheul aus und ſank todt nieder. Es ſchien, als ſei das Leben des treuen Pudels nur ſo lange gefriſtet worden, bis er ſeinen Herrn den ſo folgenreichen Liebesdienſt erwieſen.

Mutter Aenne hatte gerührt den Scheidenden ihre Hände gereicht: „Vergebt mir, daß ich oft böſe und mürriſch mit Euch war," ſprach ſie beſchämt; ‚bleibt der alten Aenne ein-

gedenk, der Kummer und Krankheit erſt gezeigt haben, wie hart und böſe ihr Herz war, und die Ihr mit Eurer Liebe und Güte beſchämt habt. Gott ſegne Euch reichlich dafür!"

Als Paris endlich vor den Reiſenden lag, die große Häuſermaſſe mit ihren ſtolzen Thürmen und Paläſten, da zitterte das Herz Tonys vor Freuden, daß ſie nun eine ſichere Heimath gefunden hatte und dennoch vereint bleiben dürfe mit ihrem Freunde, ohne deſſen aufopfernde Liebe ſie ja eine verlaſſene Waiſe geblieben wäre. Mit der innigſten Liebe ward ſie von ihren Verwandten aufgenommen; der alte Onkel ward gar nicht müde, das friſche, roſige Geſicht des Mädchens zu betrachten, die ſich mit unſchuldsvollem Zutrauen an den Greis ſchmiegte, der ihr nun ein treuer Vater ſein wollte. „Deine Mutter," ſo erzählte er nun Tony, „hatte gegen den Willen ihrer Familie geheirathet und war nach Deutſchland mit ihrem Manne gezogen. Dort hatte Unglück aller Art ſie verfolgt; ihr Mann ſtarb und ließ ſie in größter Dürftigkeit zurück. Sie wendete ſich jetzt an uns, und auf meine Aufforderung, mit Dir zu uns nach Paris zu kommen, verließ ſie ihren Aufenthaltsort, fand aber ihren Tod auf dieſer Reiſe. Friede ihrer Aſche! — Wir harrten ihrer mit Sehnſucht, aber vergeblich; wir forſchten eben ſo erfolglos nach ihrem ferneren Geſchick, und nie hätte ich wohl die Freude erlebt, Dich zu ſegnen, mein gutes Kind, hätte nicht der treue Herr im Himmel den jungen Savoyarden zu uns geſendet, deſſen treue und aufopfernde Liebe für

Dich Dein Schicksal gewendet hat. Darum Dank dem braven Jungen!“ Als sich Tony in ihr kleines Stübchen zurückgezogen hatte, da demüthigte sie sich im Gebete vor dem, der sie so väterlich geleitet bis hierher; doch weinte sie bei dem Gedanken, daß ihr liebes Mütterlein das Glück ihres Kindes nicht mehr sehen könne. Aber da fiel ihr ein, daß sie auch hier, wie überall, der Geist der Abgeschiedenen umschwebe und daß die Liebe einer Mutter ja nicht enden könne im Grabe. Und sie breitete die Arme aus und rief den theuren Muttternamen unter Schauern der Sehnsucht; doch nur die linden Lüfte eines erquickenden Abends zogen durch das geöffnete Fenster zu ihr herein, und ein Schmetterling, der sich in den Schnee der faltigen Gardine wie in ein Lilienbeet verirrt hatte, gaukelte über der Stirn des unschuldigen Mädchens.

So gern Paul jede freie Stunde bei den neuen Freunden und seiner lieben Tony zubrachte, so konnte doch kein Zureden des Onkel Treufeld ihn bewegen, ganz in sein Haus zu ziehen. Er blieb in dem kleinen Häuschen seines Freundes, und obgleich Treufeld ihm reiche Unterstützung anbot, so ließ sich doch Ferrand das Vorrecht nicht nehmen, für seinen jungen Freund wie ein Vater zu sorgen, da er durch seinen Fleiß und seine gediegenen Kenntnisse bald einen bedeutenderen Posten erhielt und sein reichliches Auskommen hatte. Aber auch in dieser sorgenfreieren Lage blieb er einfach und anspruchslos in seiner Lebensweise, und das kleine Wohnzimmer hatte keine andere Einrichtung,

außer daß ein großer Schrank voll Bücher an der Stelle ſtand, wo ſonſt der Kaſten mit dem Murmelthiere ſich befand, und daß ſeines jungen Freundes Bett neben dem ſeinen aufgeſtellt war. Paul ſtudirte nun fleißig und verfolgte ſeinen Entſchluß, ein tüchtiger Arzt zu werden, mit Luſt und Eifer. Es war ſein aufrichtiger Wunſch, der leidenden Menſchheit zu nützen, und Gott ließ es ihm gelingen, über Bitten und Verſtehen. —

Ein paar Jahre ſpäter war der ehemalige arme Savoyardenknabe ein wirklicher Doctor und als Hilfsarzt an einer großen Krankenanſtalt in Paris angeſtellt. Dazu hatte freilich die Fürſprache des alten Treufeld viel geholfen, aber es dauerte auch nicht lange, da erwarb ſich Paul das Vertrauen und die Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten, und viele arme Leute in dem Stadtviertel, wo er wohnte, kamen, um ſich bei dem freundlichen jungen Manne in Krankheitsfällen Rath und Hilfe zu ſuchen. Er gab ihnen nicht nur die heilſamſten Mittel, ſondern half auch, ſo weit ſeine Kaſſe reichte, indem er ihnen kräftigende Speiſen oder eine Flaſche Wein verſchaffte, was oft ebenſoviel nützte, wie die Tropfen und Pillen aus der Apotheke.

Eines Tages aber ſagte der junge Doctor zu ſeinem Freunde Ferrand: „Jetzt iſt es an der Zeit, daß ich in meine Heimath zurückgehe; Du weißt, daß ich ſchon früher den Vorſatz gefaßt habe, meinen armen Landsleuten durch meine Kunſt zu nützen. Hier giebt es der Aerzte genug,

und klügere obenein, aber in dem abgelegenen Alpenthale läßt sich so leicht kein tüchtiger Arzt nieder. Hier braucht mich Niemand, Tony hat ihre liebevollen Anverwandten gefunden und ist glücklich, Du aber, mein lieber Freund, hast mir ja schon oft gesagt, daß Du Dein Leben gern in meiner schönen, unvergeßlichen Heimath beschließen möchtest. Du gehst wohl mit mir oder kommst mir später oder früher nach. Darf ich das hoffen?"

Ferrand drückte die Hand seines jungen Freundes und sagte: „Du thust recht daran, jetzt auszuführen, was Du Dir so fest im Herzen vorgenommen hast. In einem Jahre, spätestens in zwei Jahren komme ich zu Dir; dann habe ich mir einen kleinen Sparschatz gesammelt und lebe nur noch für Dich und meine Bücher."

Herr Treufeld aber wollte von dem Vorhaben des Doctors durchaus nichts hören; er machte ihm die eindringlichsten Vorstellungen, daß er ja schon auf dem Wege sei, ein vielgesuchter Arzt zu werden, dem es gar nicht fehlen könne, mit der Zeit zu Ehre und Reichthum zu kommen. Auch Tony war aufs Höchste bestürzt und weinte bitter bei dem Gedanken, den Jugendfreund schon wieder verlieren zu sollen; es schien ihr, als ob es dann mit all dem Glück vorbei sei, für das sie doch täglich und stündlich dem treuen Gott im Himmel dankte. Aber sie hatte nicht den Muth, in Paul zu dringen, daß er in Paris bleiben solle; war das schöne Chamounythal auch nicht ihre Heimath, so hatte sie doch lange genug

dort gelebt, um es so lieb zu gewinnen, daß sie sich oft nach den schneebedeckten Bergen und den grünen Matten sehnte, und sie begriff wohl, daß Paul ein unüberwindliches Heimweh haben müsse. Einen Winter noch aber erbat sie sich dem Freunde, von und diese Zeit verlebten die durch Liebe und Dankbarkeit so eng verbundenen Menschen im glücklichsten Verein mit einander, dann rüstete sich der junge Doctor zur Reise in die Berge. Schwer war das Scheiden, aber auch das mußte überwunden werden, und es war ein Trost für die Getrennten, daß fleißig Briefe herüber und hinüber flogen und von dort und hier die befriedigendsten Nachrichten kamen. Paul hatte die Stiefmutter zu sich genommen und bezwang ihr Herz täglich mehr durch seine Güte und seine unermüdliche Geduld mit den Fehlern und Schwächen der alten Frau. Aber auch für die Armen und Kranken im Thal war der junge Doctor ein Freund und Tröster, sie hingen Alle an ihm mit dankbarer Liebe und unbegrenztem Vertrauen.

So vergingen zwei Jahre. Mit dem Frühlinge hatte Ferrand versprochen, bei dem Freunde einzutreffen, und Paul machte alles bereit zu seinem Empfange. Sie wollten beieinander wohnen und sich nie mehr von einander trennen. Aber ehe noch die höher steigende Sonne den Schnee im Thale schmolz, kam ein Brief aus Paris, der Alles änderte. Er war von Tony, und sie schrieb:

Lieber, liebſter Freund!

Ein Ruf, eine Bitte iſt's, was ich Dir heute ſchreibe! Du mußt Dein ſtilles Heimathsthal verlaſſen und zu uns kommen, — bei uns bleiben! Wir Alle lernen es doch nimmer, glücklich zu ſein und froh ohne Dich. Aber noch mehr, Dein Freund und Bruder Ferrand iſt krank, ja, daß ich Dir nur gleich die ganze Wahrheit ſage, er iſt gelähmt an Händen und Füßen, und die Aerzte halten ihn für unheilbar. Er braucht Dich, und darum weiß ich, daß Du nicht lange ſäumen, daß Du zu ihm, zu uns zurückkehren wirſt. Der Kranke weiß kein Wort davon, daß ich Dir dies ſchreibe; er hofft noch immer, geſund zu werden und zu Dir reiſen zu können; er hat kaum einen andern Gedanken und ſpricht ſeine Sehnſucht nach Dir täglich und ſtündlich aus. Du mußt nun zu ihm kommen, da er nicht zu Dir kommen kann. Onkel wird ordentlich noch ein Mal jung bei dem Gedanken, Dich wieder hier zu haben, und Deine kleine Tony ſingt und jubelt durch das Haus, wie eine Lerche im Frühling. Ich ſchreibe Dir nichts weiter, als daß wir Dich beſtimmt und ſicher erwarten und daß wir Alle gar nicht länger fertig werden ohne Dich; am wenigſten kann Dich entbehren

Deine Tony.

Ja, da war's mit einem Male beſchloſſene Sache, daß Paul nach Paris ging. Ferrand bedurfte ſeiner Hilfe, ſeiner Pflege. Paul zögerte keinen Augenblick, es war

Gottes Wille ſo. Die Stiefmutter hatte er ſchon im Herbſt brgraben; ſie hatte ihn ſterbend geſegnet und ihm gedankt für ſeine Liebe, ſeine Geduld. Einen andern Arzt hoffte er von Paris aus an ſeinen Platz zu ſchicken; er kannte dort einen jungen Dänen, dem das unruhige Paris nicht gefiel und der wenig Anſprüche an Bequemlichkeit und gutes Auskommen machte. Der paßte zu dem einfachen Schweizervölkchen im Chamounythale.

Und ſo ſehen wir denn die biederen, liebreichen Menſchen wieder bei einander, und wäre nicht Ferrand ein unheilbar Kranker geblieben, ſo würde ihr Glück faſt zu groß geweſen ſein. Wie Onkel Treuſeld vorausgeſagt hatte, ſo geſchah es. Paul wurde mit der Zeit ein ſehr geſuchter Arzt, der ſich reichlich Ehre und Geld erwarb. Er beſaß ein ſtattliches Haus mit einem großen Garten und hatte unter den Vornehmſten und Reichſten der Stadt ſo viele Patienten, daß er ſich Equipage und Dienerſchaft halten mußte. Aber über all' ſeinen einträglichen Geſchäften verſäumte er doch niemals die Pflege ſeines armen, lieben Freundes, den er bei ſich im Hauſe hatte und deſſen einzige Freude die Nähe Pauls war; auch fanden die Armen den berühmten Arzt immer bereit zur Hilfe, namentlich aber hatten die kleinen Savoyarden, die nach Paris kamen, um ihr Glück dort zu ſuchen, an ihrem Landsmanne einen großmüthigen Beſchützer. Oft brachte er ſolch einen armen, halbverhungerten Knaben, der mit einem Murmelthier oder einer kleinen Leier durch die

Straßen zog, in ſeinem Wagen mit nach Hauſe und ließ ihn verpflegen und neu bekleiden. Ueber ſeinem Arbeitstiſche hing das Bild eines armen Savoyardenknaben, der ſeine Marmotte tanzen ließ; ein bedeutender Künſtler hatte es für den Doctor nach deſſen eigener Angabe in Oel gemalt, und Paul betrachtete es nie ohne demüthigen Dank gegen Gott, der ihn aus Armuth und Niedrigkeit zu einer ehrenvollen und reich geſegneten Stellung emporgehoben hatte.

Druck von Grahmer & Minuth in Breslau.